Ausgabe B
mit Königsberger Neue Zeitung

Ostpreussen-Warte

DAS HEIMATBLATT ALLER OST- UND WESTPREUSSEN

Nummer 1 / Verlagsort Göttingen | Januar 1959 | Einzelpreis 0,50 DM / 10. Jahrgang

Die Entwicklung in den Oder-Neiße-Gebieten

Lähmendes Gefühl der Vorläufigkeit / Sterbende Kleinstädte / Starker Abwanderungsdrang

In den von Prof. Karl C. Thalheim herausgegebenen Wirtschaftswissenschaftlichen Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts an der Freien Universität Berlin" ist eine außerordentlich aufschlußreiche Arbeit von Hans Joachim Koerber mit dem Titel „Die Bevölkerung der deutschen Ostgebiete unter polnischer Verwaltung" erschienen, in der unter gewissenhafter Auswertung umfangreicher Unterlagen aus polnischen amtlichen Statistiken und der polnischen Presse folgendes festgestellt wird:

1. Die Bevölkerung der Dörfer und kleinen Städte in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten hat nach dem Versiegen des Siedlerstromes der ersten Nachkriegsjahre nur noch durch den natürlichen Zuwachs zugenommen. Im Zusammenhang mit der schwachen Besiedlung und der wirtschaftlichen Not auf dem Lande starben die natürlichen Funktionen der Kleinstädte ab.

2. In den größeren Städten der Oder-Neiße-Gebiete entstand eine übermäßige, unruhig fluktuierende Zusammenballung von Menschen.

3. Mit dem politischen Umschwung im Oktober 1956 wurde dem kompromittierten Führungssystem mit großer Entschiedenheit der Kampf angesagt. Der bis dahin mit allen Mitteln vorangetriebene Ausbau der großen Industrie wurde angehalten. Ihr aufgeblähter Produktions- und Verwaltungsapparat sackte infolge von Geld- und Materialmangel in sich zusammen, und es entstand eine Massenarbeitslosigkeit in den größeren Städten.

4. Die gleichzeitige Auflösung der meisten landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und das Rekorddefizit der Staatsgüter im Jahre 1956 zeigten den Zusammenbruch des Plansystems auch in der polnischen Landwirtschaft, vor allem in den deutschen Ostgebieten, an.

5. Erschwert wird die „aktive Integration" der jetzigen Einwohner der Oder-Neiße-Gebiete vor allem durch zwei Tatsachen, die das Leben in diesem Raum kennzeichnen: Die infolge der politischen Fehler der Nachkriegszeit immer noch starken, geistigen, sozialen und nationalen Gegensätze zwischen den Bevölkerungsgruppen und das lähmende „Gefühl der Vorläufigkeit".

6. Die Ukrainer fühlen sich in den deutschen Ostgebieten ausgesprochen fremd und unglücklich. Auch die übrigen kleinen Minderheitengruppen, die ostpolnischen Repatrianten und die Re-Emigranten aus dem Westen, ja auch Umsiedler aus Polen empfinden den Aufenthalt dort vielfach als Strafe und Verbannung.

7. Wenn heute die bisher in den Oder-Neiße-Gebieten praktizierte „Politik der Ausbeutung" verurteilt und jetzt versichert wird, die „wiedergewonnenen Gebiete" seien nunmehr wirklich ein Teil des polnischen Organismus geworden, so sind doch die großen Zweifel der Bevölkerung kaum zu überwinden, ob Polen die Oder-Neiße-Gebiete jemals hinreichend nutzen kann. „Wir sind nicht fähig, diesen fetten Happen zu verdauen", „das sind die Ergebnisse unserer Wirtschaft", — so und **ähnlich lauten die Urteile vieler Polen.**

8. Durch die „Wartesaalstimmung" der „Vorläufigkeit" ist die Bevölkerung — auch wenn sie der Regierung Gomulka vertraut — in ihrer Einsatzbereitschaft gelähmt; sie empfindet alle Anstrengungen als zweckloses Bemühen, „aus dem nichts wird und nichts werden kann".

9. Faßt man alles für die heutige Bevölkerung der deutschen Ostgebiete Charakteristische zusammen: die unzureichende Zahl, die verschiedenartige Herkunft, die ungleichmäßige Verteilung in Stadt und Land, den Mangel an Fach- und Führungskräften, die materielle und seelische Armut, die vielfältigen Gegensätze und Spannungen, die Unsicherheit und Heimatlosigkeit großer Teile und den damit zusammenhängenden Abwanderungsdrang, so muß das polnische Vorhaben, die Gebiete aus eigener Kraft zu neuem Wohlstand und neuer Kultur zu bringen, als hoffnungslos angesehen werden.

10. Das „Experiment" Polens, die für das Wirtschaftsleben wichtigen Deutschen in ihrer Heimat zu halten, wird heute als ebenso gescheitert angesehen wie das gleichlaufende Bemühen um „Repolnisierung" der übrigen einheimischen Bevölkerung. Mit „brennender Scham" erkenne man die eigenen unverzeihlichen Fehler, die — wie „Zycie Warszawy" feststellte „der Sache des Polentums geschadet haben". Nachdem man nach dem Kriege „die berauschenden, ja vergiftenden Früchte des Siegers" gekostet habe, sei die Gewohnheit aufgekommen, „die Deutschen als Bürger einer tieferen Klasse zu behandeln, und nicht selten hat sich dieser Herrenstandpunkt bis heute erhalten".

Keine Ansiedlung von Deutschen in Nordostpreußen

Das sowjetische Innenministerium hat die Anträge einer Gruppe von Deutschen aus verschiedenen Teilen der Sowjetunion, sich im sowjetischen Verwaltungsteil Ostpreußens ansiedeln zu dürfen, abgelehnt. In der Begründung des sowjetischen Innenministeriums heißt es, daß gegenwärtig „keine Möglichkeiten für eine Rücksiedlung" beständen. Die Gruppe der in der Sowjetunion lebenden Deutschen, die nach 1945 von den sowjetischen Behörden nach Sibirien verschleppt und später dort zwangsangesiedelt wurden, erhielt vom sowjetischen Innenministerium den Bescheid, daß es zwecklos sei, sich wegen einer Ansiedlung an die sowjetischen Behörden im Königsberger Gebiet zu wenden. — Wie aus der Sowjetunion in die Sowjetzone zurückgekehrte Deutsche berichten, sind in den letzten Monaten die Einreisebeschränkungen für das Königsberger Gebiet von den sowjetischen Behörden wieder verschärft worden.



Unsere Heimat heute — *Das Töpfertor am Ende der Großen Geistlichkeit ist heute der Eingang zu der völlig vernichteten Altstadt Marienburgs. Aus dem unübersehbaren Trümmerfeld ragt nur noch das schwerbeschädigte gotische Rathaus hervor. (Blick durch das Töpfertor.)* Foto Schneege

Im Osten stirbt der Wald

„Raubschlag" für den Export — Wälder ertrinken

„Devastierung des Waldes, die den Charakter einer Raubwirtschaft trägt" bedroht nach polnischen Berichten die Bestände vieler Wälder in den ehemals deutschen Gebieten. Vor allem ist, nach den polnischen Berichten, der Wald im südlichen, polnisch verwalteten Ostpreußen von einer rücksichtslosen Forstwirtschaft bedroht, die diesen Namen nicht mehr verdiene. Forstwissenschaftler haben errechnet, daß in der „Wojewodschaft" Allenstein jährlich 1,1 Mill. Festmeter Holz geschlagen werden dürften, tatsächlich aber seit Jahren fast die doppelte Menge geschlagen würde. Die Experten klagen besonders darüber, daß dieser Einschlag nicht in Form einer regelmäßigen Durchforstung, sondern vornehmlich durch rücksichtslosen Kahlschlag erfolgt. Ein großer Teil des so eingeschlagenen Holzes wird in die Bundesrepublik exportiert.

Mit den Holzeinschlägen geht eine allgemeine Verwahrlosung der ostpreußischen Wälder Hand in Hand. Die Versumpfung der Wälder soll ständig steigen, da von den großen Staatsgütern, die die Forstwirtschaft mitzubetreiben haben, die Entwässerungs-Anlagen völlig vernachlässigt werden. Ähnliche Verhältnisse sollen in Nieder- und Oberschlesien herrschen. Bei Bunzlau sollen nicht weniger als 30 000 Hektar Wald unter Wasser stehen oder versumpft sein. Mehr als 150 000 Festmeter Holz sollen dadurch jährlich verfaulen.

270 000 Einwohner in Danzig

Danzig zählt gegenwärtig nach einer offiziellen polnischen Mitteilung 270 000 Einwohner und hat damit eine größere Einwohnerzahl als in der Vorkriegszeit erreicht. Die Wiederaufbauarbeiten in der Stadtmitte haben große Fortschritte gemacht, etwa 50 Straßen und Gäßchen seien, so heißt es, wiederhergestellt worden, darunter der „Königsweg". In der Danziger Altstadt hätten sich im Verlauf von neun Jahren 20 000 neue Einwohner angesiedelt. Viele historische Gebäude, Kirchen und Denkmäler seien wieder aufgebaut worden, unter anderem das Rathaus, der Artushof und die Marien- und Katharinenkirche. Auch das Meeresinstitut arbeitet wieder.

Seltsamer letzter Wille

In Stettin soll es in den letzten Jahren zu einer Gewohnheit der polnischen Bevölkerung geworden sein, für den Fall eigenen Todes unter anderem zu verfügen, daß man nach dem Inneren Polens übergeführt und dort bestattet wird. Grund zu solchen Entschlüssen soll die weitverbreitete Meinung sein, daß die ehemaligen deutschen Bewohner der Stadt doch wiederkämen, die polnischen Toten dann „im Ausland" bestattet seien und ihre Gräber vielleicht zerstört würden.

Monographien

Im Zusammenhang mit den Plänen der wirtschaftlichen Aktivierung der Städter im Ermland und in Masuren wurden auf der Universität Thorn Monographien der Städte Guttstadt, Hohenstein, Korschen, Wartenburg, Seeburg und Bisau erarbeitet, berichtet „Trybuna Luda".

Polnische NAPOLA in Ostpreußen

Rohrdorf im Kreis Ortelsburg als Schulungszentrum für „Ungefestigte"

Vizeminister für Kultur und Kunst in Polen, Zygmunt Garstecki, war es, der während seines vorjährigen Ferienaufenthaltes im südlichen Ostpreußen die Tatsache entdeckte, daß die in diesem Land angesiedelten Menschen keine Beziehungen zu Ostpreußen haben. „Sie wußten nicht, daß sie sich auf altem polnischem Boden befanden", klagte der stellvertretende Minister nach seiner Rückkehr.

Garstecki versicherte sich der Unterstützung der Warschauer Regierung und setzte einen Plan in die Tat um, die Polen in Ostpreußen „mit historischen, kulturellen und nationalen Kenntnissen ihrer Lebensregion vertraut zu machen". Die Allensteiner Woiwodschaftsbehörden griffen dieses Vorhaben erfreut auf und wiesen Garstecki in Rohrdorf, Landkreis Ortelsburg ein geeignetes Gebäude nach, wo man ein solches Schulungszentrum einrichten konnte. Mit Mitteln des Kultusministeriums und der Woiwodschaft stattete man das Haus in aller Kürze mit neuem Inventar aus und schuf mehrere Wohnungen für Gastdozenten, die jeweils ein Vierteljahr in Rohrdorf bleiben sollen.

Was geht nun im einzelnen in dem kleinen Ort vor? Für jeweils einen Monat will man erstens Verwaltungsbeamte und Funktionäre, die jetzt in Ostpreußen leben, im nationalistischen Sinne beeinflussen. „Jeder Teilnehmer soll sich die geschichtlichen Kenntnisse aneignen, die für die Tagespolitik notwendig sind, um einen erfolgreichen Kampf um die Wiedereingliederung dieses Gebietes in Polen führen zu können", lautet eine der von Garstecki aufgestellten Thesen. Die Teilnehmer der ersten Kurse müssen noch mit provisorischen Unterkünften vorlieb nehmen, bis dem Gebäude ein Internat für Erwachsene angegliedert ist. Gehalt oder Lohn müssen während der Schulungszeit vom Arbeitgeber weiterbezahlt werden.

Als Dozenten und Lehrer fungieren ausnahmslos „hervorragende Wissenschaftler und Gelehrte des für diese Aufgabe besonders prädestinierten Westinstitutes in Polen". Zumindest uns Vertriebenen ist aus diesem Hinweis klar, was für eine Tendenz in Rohrdorf verfolgt werden soll. Vizeminister Garstecki scheinen die Genossen des Westinstitutes die beste Gewähr dafür zu sein, daß den Teilnehmern auch „richtigen Kenntnisse" vermittelt werden. In Posen hat man zu dieser Möglichkeit begeistert ja gesagt. Zur Zeit werden Überlegungen angestellt, um auch in anderen ostdeutschen Provinzen derartige Schulungszentren einzurichten. Herrscht doch unter fast allen polnischen Bewohnern unserer Heimat das Gefühl der Vorläufigkeit vor! Und fehlt doch überall diesen Menschen die Überzeugung, sie befänden sich auf urpolnischen Boden... Es ist deshalb nur folgerichtig, wenn von Garstecki wie von dem Institut gefordert wird, das Rohrdorfer Schulungszentrum à la NAPOLA müsse zu einer Art Volkshochschule ausgebaut werden, um möglichst die ganze Bevölkerung Ostpreußens aufzuklären. Aus allem ist aber nur ersichtlich, wie schwach die polnische Position in Ostpreußen und Ostdeutschland wirklich ist!

Unserer Heimat heute

Trost für 1970

Die in Allenstein/Ostpreußen erscheinende polnische Zeitung „Glos Olsztynski" vertröstet ihre Leser, die sich über die unregelmäßige Lichtstromversorgung beschweren sollten, mit dem Hinweis darauf, daß für das Jahr 1970 für den von Allenstein aus verwalteten Teil des polnisch besetzten Ostpreußens die Stromversorgung aus einem noch zu erbauenden Atomkraftwerk vorgesehen sei.

Feldscherstationen gegen Ärztemangel

In Ermangelung von Ärzten werden im Kreise Braunsberg, Ostpreußen, sogenannte Feldscherstationen eingerichtet. Im polnisch besetzten Teil Ostpreußens sind insgesamt 384 Ärzte tätig. Ihnen steht etwa die gleiche Zahl von sogenannten Feldscherern gegenüber, die ohne Absolvierung eines Medizinstudiums ärztlich tätig sein dürfen.

„Nachträglich" zerstört

Nur 1200 Einwohner zählt heute Frauenburg. „Aufbaupläne bestehen nicht. Neubauten sind nicht vorgenommen worden. Die beträchtlichen Kriegszerstörungen sind, nach polnischen Presseberichten, durch die „nachträglichen Zerstörungen" noch verschlimmert worden.

Über 6000 deutsche Bauern in Not

Wie aus einem polnischen Bericht hervorgeht, sind in Ostpreußen 6000 landwirtschaftliche Betriebe mit einer Gesamtfläche von rund 50 000 Hektar, die sich noch in den Händen in der Heimat verbliebener deutscher Bauern befinden, in Not geraten. Sie seien „aus verschiedenen Gründen wirtschaftlich abgefallen" und benötigten dringend einer Kredithilfe, heißt es in dem polnischen Bericht.

Erdöl in Ostpreußen

Im nördlichen Teil Ostpreußens ist ein großes Ölgebiet entdeckt worden. In den nächsten Wochen werden Bohrungen bis zur Tiefe von 2500 Metern durchgeführt.

„Trauungskollektiv"

In Elbing wurde von den polnischen Behörden ein „Trauungskollektiv" geschaffen, das die Aufgabe hat, die Schließung deutsch-polnischer Ehen zu fördern und sie gegebenenfalls auch mit öffentlichen Darlehen zu unterstützen.

Die Post in Ostpreußen

Das polnisch besetzte Ostpreußen soll auch posttechnisch stärker an Polen gebunden werden. Die Postdirektion in Allenstein (Ostpreußen) ist nunmehr mit der in Bialystok zu einer Einheit verbunden worden.

Deutsches Ackerland zum Verkauf

Die polnische Verwaltung in Ortelsburg (Ostpreußen) hat 990 ha Ackerland aus deutschem Besitz zum Verkauf freigegeben. Die polnischen Bauern gehen jedoch an solche unrechtmäßigen Besitzverschiebungen nur sehr zögernd heran: Bisher wurden nur 17 ha davon verkauft.

Goldmünzen gefunden

Nach Meldungen der litauischen Exilpresse wurden bei Grabungen in der Nähe von Königsberg Goldmünzen römischer, byzantinischer und arabischer Herkunft gefunden.

Flucht in die Kleinstbetriebe

„Brachland, Unland und verlassene Wirtschaften" — Verfall der Gehöfte

Der Vorsitzende des Verbandes der landwirtschaftlichen Organisationen in der „Wojewodschaft" Allenstein erklärte öffentlich, daß sich im südlichen Ostpreußen „trotz gewaltiger Anstrengungen" allein in der Hand des staatlichen Bodenfonds gegenwärtig nicht weniger als 85 000 Hektar „Brachland, Unland und teilweise verlassenes Land" befinden. Hinzu komme der Grund und Boden von etwa 220 leerstehenden Gehöften. Der polnische Funktionär beklagte es, daß die Höfe allzu lange leerstünden, zumal die Verwaltungsbehörden „nicht imstande sind, die Gebäude längere Zeit vor dem Verfall und vor Diebstählen zu schützen". Obwohl nunmehr genügend Baumaterialien zur Verfügung stünden, seien in den nördlichen Kreisen der „Wojewodschaft" Allenstein — also in den Distrikten entlang der Demarkationslinie zum nördlichen, sowjetisch verwalteten Teil Ostpreußens — die ländlichen Gebäude dem Verfall ausgesetzt. Dieser Erscheinung, die auch bei Gehöften wohlhabender polnischer Siedler zu beobachten sei, müsse entgegengewirkt werden, gegebenenfalls durch administrative Maßnahmen. Schließlich hob der polnische Funktionär hervor, daß eine „Flucht in die Kleinwirtschaften", ja sogar in Arbeiterparzellen zu verzeichnen sei. Rund 22 000 derartiger Kleinsiedlungen im Umfang von 0,5 bis zwei Hektaren gebe es bereits in der „Wojewodschaft", in der Hauptsache in den Kreisen Mohrungen, Sensburg, Allenstein, Osterode und Ortelsburg, obwohl an sich überall „die Voraussetzung für eine Vergrößerung der Wirtschaften gegeben sind."

Bodenpreise um 70 Prozent niedriger

Die „Wirtschaftskommission" der polnischen „Gesellschaft für die Entwicklung der Westgebiete" hat eine „Sektion Landwirtschaft" gebildet, deren Aufgabe es sein soll, „neue Formen der Ansiedlung" in den Oder-Neiße-Gebieten zu entwerfen. Diese Ausarbeitung sei dringend erforderlich, weil man mit Ausnahme von Oberschlesien überall in den Oder-Neiße-Gebieten — und vor allem in Pommern — „den Mangel einer ausreichenden Zahl von Bewohnern auf dem Lande verspürt."

Das polnische Landwirtschaftsministerium hat bereits verfügt, daß die bisher schon außerordentlich niedrig angesetzten Preise für landwirtschaftliche Betriebe in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten nochmals um 20 v. H. gesenkt werden. Sie sind damit um 70 v. H. niedriger als in den zentralpolnischen Wojewodschaften. Jedoch sind überdies die Präsidien der Wojewodschaft-Volksräte ermächtigt worden, im Falle des Erwerbs eines Grundstücks durch einen Repatrianten aus der Sowjetunion den Preis für die zugewiesenen deutschen Gebäude um weitere 20 v. H. herabzusetzen. Des weiteren ist die Regelung getroffen worden, daß Repatrianten, die Grund und Boden erwerben, die dazugehörigen Gebäude nicht zu kaufen brauchen, sondern ermieten können, wobei ihnen das „Vorkaufsrecht" bleibt. Auf diese Weise hofft man, die Abneigung der Repatrianten, sich in den Oder-Neiße-Gebieten niederzulassen, überwinden zu können.

„Repatrianten auf eigener Scholle"

In diesem Jahr sind (bis 30. September), wie die Monatszeitschrift „Polen von heute" in ihrer Dezemberausgabe mitteilt, über 68 880 Repatrianten nach Polen zurückgekehrt, davon 67 176 aus der UdSSR. Drei Viertel aller erwachsenen Rückkehrer sind Bauern.

34 000 Rückkehrer sind in diesem Jahr auf dem Lande und über 36 000 in Städten angesiedelt worden. Die meisten haben sich in den Wojewodschaften Wroclaw (12 700), Olsztyn (9700), Koszalin (9000), Zielona Góra (6780) und Szczecin (5700) niedergelassen.

Der Plan für die Ansiedlung von Repatrianten auf dem Lande sah vor, 3214 Familien auf Einzelgehöften unterzubringen (und ebenso viele Einzelgehöfte wiederaufzubauen). Bis 31. Oktober d. J. hatten sich 2528 Familien auf Einzelwirtschaften niedergelassen. Am 1. Oktober standen 476 freie Bauernhöfe bereit zur Übernahme.

In den landwirtschaftlichen Staatsgütern haben bis 31. August d. J. rund 2900 Familien eine Existenz gefunden.

42 000 vertriebene „Westumsiedler"

In den Jahren 1950 bis 31. Oktober 1958 sind insgesamt 42 698 Vertriebene aus westlichen Ländern in die Bundesrepublik zugezogen, die nach ihrer Vertreibung aus der Heimat zunächst in diesen Staaten ein Unterkommen gefunden hatten. Die meisten kamen aus Österreich: insgesamt 33 651. Noch in diesem Jahr kamen aus diesem Land im Monatsdurchschnitt rund 200 Vertriebene in die Bundesrepublik. Weitere 5448 Vertriebene trafen in den letzten Jahren aus Frankreich, 446 aus Großbritannien und 3153 aus sonstigen Ländern des Westens über die Grenzdurchgangslager Friedland, Piding und Schalding in der Bundesrepublik ein.

Mitteilung an unsere Leser

Wir bitten alle unsere Leser, das verspätete Erscheinen der Januar-Ausgabe zu entschuldigen. Die Verspätung ergibt sich daraus, daß jeweils die erste Ausgabe im Quartal, also die Januar-, April-, Juli- und Oktober-Numer, erst um den 10. des betreffenden Monats gedruckt werden kann, da uns die Ergänzungen der Postzeitungsliste nicht eher vorliegen.

Alle übrigen Ausgaben erscheinen wie üblich in der ersten Woche des Monats.

Da der 10. Januar auf ein Wochenende fiel, bitten wir höflichst um Verständnis dafür, daß Ihr Heimatblatt erst jetzt zu Ihnen kommt.

Mit bestem Heimatgruß
Verlag und Redaktion

Kapitalflucht aus den Oder-Neiße-Gebieten

Große Zurückhaltung bei Investierungen — Atmosphäre der Vorläufigkeit

Wie das Zentralorgan der „Vereinigten Polnischen Arbeiterpartei", die „Trybuna Ludu", berichtet, pflegen die polnischen Siedler in den Oder-Neiße-Gebieten weithin ihre Finanzmittel in ihren Herkunftsgebieten zu deponieren bzw. zu investieren: Ein Teil der aus den zentralen Wojewodschaften stammenden Siedler" placiert seine Kapitalien noch in den alten Wirtschaften". Dem polnischen Bericht zufolge strömten allein aus den Einkünften der polnischen Siedler in der „Wojewodschaft" Köslin in diesem Jahre insgesamt 70 Millionen Zloty in die zentralen Wojewodschaften Polens ab.

Aus dem Artikel der „Trybuna Ludu" geht hervor, daß im Gegensatz zu dem Verhalten der Bauern in Zentralpolen die polnischen Siedler in den Oder-Neiße-Gebieten bei Investierungen eine große Zurückhaltung an den Tag legen. Dies wird mit folgenden umschreibenden Wendungen zum Ausdruck gebracht: „Die Dörfer der Westwojewodschaften empfinden heute die Folgen der ungenügenden Investierungen besonders stark und zwar um so mehr, als die Bauern in den zentralen Wojewodschaften dank der gegenwärtigen Landwirtschaftspolitik ihre Mittel gern und in großem Umfange anlegten und anlegen, während diese Bewegung in den Westgebieten erst sich zu entwickeln beginnt." Weiterhin heißt es: „Untrügliche Tatsachen beweisen, daß die sogenannte Atmosphäre der Vorläufigkeit nicht der entscheidende (!) Grund dafür ist, daß das Interesse der Bauern an Investierungen geringer ist als anderswo." Als Gründe für die „noch nicht sehr umfangreiche Investitionsbewegung auf dem Lande" in den Oder-Neiße-Gebieten werden u. a. „alte, schlechte Gewohnheiten" und „das Rechnen mit staatlicher Hilfe" sowie das Abströmen des Kapitals nach Zentralpolen bezeichnet.

PRESSESPIEGEL

Jahr der Entscheidung

Wenn wir im Jahre 1959 nicht endgültig Abschied von Deutschland nehmen wollen, müssen wir schnellstens Klarheit im eigenen Haus schaffen. Wir müssen aus dem Dunst und dem Nebel der Politik mit doppeltem Boden heraustreten. Wir müssen, um an ein Wort des Philosophen Jaspers anzuknüpfen, wahrhaftig werden. Wir müssen wahrhaftig und politisch handeln. Politisch handeln heißt, im gegebenen Augenblick das tun, was im Sinne des großen Zieles möglich ist. So hat Bismarck Politik gemacht, so haben es uns alle bedeutenden Politiker aller Nationen gelehrt. Anders ausgedrückt: Wer nicht den Preis bezahlen will, der infolge des Vorrückens der Sowjetarmee bis zur Elbe auf der deutschen Wiedervereinigung steht, der will die Wiedervereinigung nicht. Der will auch die Aufrechterhaltung der Westberliner Position nicht, denn die Westberliner Enklave hat nur einen Sinn, wenn die Wiedervereinigung folgen soll. Wer den Preis nicht zahlen will, will ein Restdeutschland von der Gnade der Westmächte, das seine Grenze an der Elbe hat und solange bestehen wird, als die Vereinigten Staaten ein Interesse daran haben.

Der Preis für die Wiedervereinigung ist heute bedeutend höher als vor sechs Jahren, als Moskau seine berühmte Deutschlandnote schickte, aber er ist noch nicht unerschwinglich. Außerdem nähert sich jetzt der letzte Termin. Die Sowjetunion wird, wenn sie erst einmal die militärischen Maßnahmen durchgeführt hat, die sie in Anbetracht der westdeutschen Aufrüstung für erforderlich hält, an der deutschen Wiedervereinigung kein Interesse mehr haben. Dann wird eine sowjetisch-amerikanische Einigung über unsere Köpfe hinweg erfolgen — im NATO-Schlußkommuniqué von Paris ist sie angedeutet — und das nicht erst im Zweiten Weltkrieg als Wunschtraum ausgesprochene „Finis Germaniae" wird grausame Wirklichkeit sein.

Man spricht am Jahreswechsel gern von kommenden Entscheidungen. Aber dieses Mal ist es keine leere Floskel: Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird 1959 das Jahr der Entscheidung über Deutschland sein.

„Neue Politik", Hamburg

Die Alternative

„Da die Sowjetunion offensichtlich nicht die Absicht hat aus Mitteldeutschland abzuziehen und einer Wiedervereinigung durch freie Wahlen zuzustimmen, gibt es sicherlich nur eine Alternative: das Bestehen der Sowjetzonenrepublik de facto anzuerkennen und die Möglichkeit einer Wiedervereinigung über eine Konförderation zu prüfen. Dieser Weg birgt viele Gefahren in sich, aber sie können nicht größer sein als die Ungewißheit, die dadurch besteht, daß Deutschland geteilt bleibt. Die westliche Politik hat immer noch nicht die klare Tatsache geprüft, daß die Bevölkerung Mitteldeutschlands eine viel größere Kraft als das Grotewohl-Regime sein wird, wenn die Sowjettruppen abgezogen sind. Wenn eine Konförderation der Preis für diesen Abzug ist, dann ist er sicherlich nicht zu hoch."

The Times of India, New Delhi

Rapacki-Plan einleuchtend

„Es wäre naiv zu behaupten, daß der Westen die Initiative erreichen kann, ohne zu prüfen, ob es weise ist, die Pläne für die Ausrüstung der Streitkräfte des Westens mit Kernwaffen auf dem Gebiet der Bundesrepublik Deutschland voranzutreiben. Das ist ein Aspekt der westlichen Politik, die der Sowjetunion Entschuldigungsgründe liefert, wenn es nicht sogar ihr Motiv für die Heraufbeschwörung der gegenwärtigen Krise ist. Ob dieses zutrifft, ist unklar, aber jedenfalls hat Moskau durch seinen polnischen Verbündeten kürzlich Vorschläge für eine Abrüstung der Kernwaffen in Deutschland unterbreitet — Vorschläge, die zum mindesten umfassend sind. Der Rapacki-Plan ist jedenfalls ebenso einleuchtend wie Chruschtschows Plan herausfordernd ist. Weiter ist festzustellen, daß Außenminister Selwyn Lloyd — zufällig oder mit Vorbedacht — kürzlich Gedanken über Deutschland dargelegt hat, die gewisse Ähnlichkeit mit den Vorschlägen des polnischen Außenministers aufweisen."

The Daily Telegraph, London

Der Westen unfähig zur Initiative

„Die Zeit ist für die Westmächte noch nicht gekommen, eine gemeinsame Politik im Hinblick auf die Wiedervereinigung Deutschlands zu formen. Es gibt zu viele in hoher Stellung, die in Wirklichkeit gar kein wiedervereinigtes Deutschland wünschen, und es gibt zu wenige, wenn überhaupt, an hoher Stelle, die den Preis für die Wiedervereinigung zu zahlen bereit wären. Die Luft in dem Raum, in dem wir leben, ist verbraucht und abgestanden, und niemand wagt es, der Zukunft ein Fenster zu öffnen. Wenn es um eine Wette ginge, so müßte man wohl darauf setzen, daß zumindest wir unsererseits keine Initiative ergreifen und einfach da stehen bleiben werden, wo wir stehen, und die Initiative den Russen überlassen."

Walter Lippmann in der „New York Herald Tribune"

Kleine Schönheitsfehler

„Trotz des Wirtschaftswunders gibt es auch heute noch vielfach Menschen, vor allem alte Menschen, die sich keine eigene warme Stube leisten können. Auch in Frankfurt. Deshalb werden in diesem Winter wieder in allen Stadtteilen öffentliche Wärmestuben eröffnet, in denen sich die Armen während der kalten Tage aufhalten und aufwärmen können. Sie finden Zeitungen und Zeitschriften und bekommen auch einen warmen Kaffee gereicht. Nur wenige dieser Wärmestuben werden vom Sozialamt der Stadt selbst betrieben, die Mehrzahl richten die Arbeiterwohlfahrt, das Rote Kreuz, der Caritasverband und die Innere Mission ein."

Main-Echo, Aschaffenburg

OSTPREUSSEN-WARTE
Heimatblatt aller Ost- und Westpreußen

Schriftleitung: E. Knobloch. Verlag: Elchland-Verlag Göttingen, Maschmühlenweg 8/10, Postfach. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Göttingen Kto.-Nr. 1032. Postscheckkonto Hannover 126 725. J. Guttenberger, Braunschweig.

Die Ostpreußen-Warte Ausgabe A — Allgemeine Ausgabe, Ausgabe B — mit Königsberger Neue Zeitung, Ausgabe C — mit Neue Ermländische Zeitung — erscheint einmal im Monat. Bezugspreis: vierteljährlich DM 1.50 zuzügl. 9 Pfg. Zustellgebühr. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlages und der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung, in Fällen höherer Gewalt oder Störung kein Ersatzanspruch.

Anzeigenverwaltung: Annoncenexpedition Salnajs & Marquardt, Wolfenbüttel, Karlstraße 22, Tel.: 37 68, Postscheckkonto: Hannover 57088. Druck: Göttinger Druckerei- und Verlagsgesellschaft mbH., Göttingen, Maschmühlenweg 8/10.

Im Jahre 1959:

Neuer Beginn für Gumbinnen?

Sowjetverwaltung will endlich „richtige Ordnung schaffen"

Im alten Jahr noch befaßte sich Radio Kowno mit den Verhältnissen im ostpreußischen Bezirk. Gumbinnen. Die Sendung stand unter dem Titel „Neuer Beginn für Gumbinnen?" und befaßte sich mit Vergangenheit und Gegenwart dieser einst so bedeutenden Stadt unserer Heimat. In einer Rückblende ging man auf die ein Vierteljahr um die Stadt tobenden Kämpfe von Oktober 1944 bis Januar 1945 ein. Es war offenkundig, daß die Kommentatoren versuchten, die schweren Schäden und die heute noch schlechten Zustände allein auf das Konto des Krieges zu buchen. Nur einmal hieß in einem Anflug von Wahrheitsliebe: „Die Zeitumstände erwiesen sich als ungünstig, als es nach dem Kriege an der Zeit gewesen wäre, Gumbinnen vor weiterem Verfall zu retten, die Überbleibsel der Stadt zu reparieren und Ansatzpunkte für den Wiederaufbau zu bilden. Damals fehlte jedoch noch das aktive Parteikomitee, das heute in der Stadt mit gutem Erfolg zu arbeiten beginnt."

Da die in der Sendung enthaltenen konkreten Hinweise zumeist in ideologischen Phrasen verpackt waren, wollen wir hier auf wörtliche Auszüge verzichten, sondern nur auf die wesentlichen Einzelheiten eingehen. Da hieß es beispielsweise, **die Historische Gesellschaft habe dem Stadtsowjet Unterlagen zugeleitet, „aus welchen Faktoren Gumbinnen früher wirtschaftlichen Nutzen zog"**. Nun, wir wissen sehr gut, was das bedeutet! Die Geschichtsforscher scheinen entdeckt zu haben, wodurch unsere Stadt früher zu Reichtum und Wohlstand gelangt war. So schlagen sie dem Stadtsowjet vor, als erstes wieder für die Ingangbringung der Landmaschinenfabriken und der Holzwirtschaft zu sorgen.

Aus dieser Forderung kann man nur schliessen, daß seit der sowjetischen Verwaltungsübernahme beide Industriezweige nicht arbeiteten. Aus der Sendung war auch zu entnehmen, daß die Maschinenfabrikation durch Demontagen stillgelegt wurde. Es ist ferner von Genossen im weit entfernten Omsk die Rede, die große Kisten mit der Aufschrift „Gumbinner Maschinenfabrik" (in kyrillischer Schrift) aufgefunden und vor der Verschrottung bewahrt haben. Es handelt sich dabei augenscheinlich um Demontagegüter, die nach dem Kriege aus Ostpreußen ins innere Rußlands verfrachtet wurden. Wie oft geschehen, hatte man dann keine Verwendung dafür und stellte sie auf irgendeinem Bahnhof oder in einem Depot einfach ab. Radio Kowno bezweifelt jedoch, ob die nun aufgefundenen Werkseinrichtungen noch zu verwenden sind. Doch dem Wirtschaftsrat Gumbinnens wird ein weiser Rat erteilt: die alten Maschinen könnten immerhin als Vorbild für die Anfertigung neuer Maschinen dienen...

Für die in die Stadt gekommenen russischen Zivilisten besteht jedoch ein viel schwierigeres Problem als der Wiederaufbau der Industrie. Die vorwiegend in der Land- und Forstwirtschaft beschäftigten Einwohner leiden vor allem unter dem Zusammenbruch der kommunalen Einrichtungen. Ihre Hauptsorge gilt der in der letzten Zeit fast völlig zusammengebrochenen Wasserversorgung und der nicht mehr funktionierenden Kanalisation. Hierbei ist charakteristisch, daß diese öffentlichen Einrichtungen nicht so sehr durch die Nachlässigkeit der Bewohner — wie beispielsweise im polnisch verwalteten Südostpreußen — sondern durch die Schuld der Behörden ausgefallen sind. Während die Polen oft durch Diebstahl von Rohren oder unvorstellbaren Schmutz Wasserleitungen und Kanalisation zum Erliegen bringen, kann man den Russen derartige Vorwürfe nicht machen. In Gumbinnen zum Beispiel ist es die Unfähigkeit der Verwaltung, die dieses Übel heraufbeschworen hat. Noch lange nach der deutschen Kapitulation befahlen die Behörden den Ausbau von Pumpen und anderen technischen Anlagen, wodurch das Abwässernetz aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen wurde. Zwar gab es in den vergangenen Jahren in Gumbinnen verschiedentlich Aktionen der Bevölkerung, um im freiwilligen Einsatz die Anlagen wieder in Ordnung zu bringen — aber ohne genügend Pumpen usw. mußte das vergeblich bleiben.

Heute fließen viele Abwässer in Gumbinnen in den Rinnsteinen der Straßen oder werden zur Düngung in die Hausgärten getragen. „Im Winter hält der Frost den Geruch ab, aber im Sommer stinkt es in der Stadt ganz gewaltig", meint Radio Kowno zu dieser Situation. Eingedenk der deutschen Sauberkeit kann man sich nur schlecht vorstellen, wie es nun dort aussieht.

Es ist auch nicht verwunderlich, daß in Gumbinnen die Krankheitsquote über dem Stand in anderen sowjetisch verwalteten Städten liegt. Der neue Beginn, der nun für die Zukunft Gumbinnens gefordert wird, sieht auch die Beseitigung eines besonderen Mißstandes vor. Es ist dies die Gewohnheit der Stadtbehörden, Unrat und Schmutz nicht zu verbrennen oder sonst wie fortzuschaffen, sondern damit die Keller von Ruinen zu füllen. Der Sender beschreibt die Situation folgendermassen: Alle Ruinengrundstücke sind abgetragen; auch die Keller sind ausgeräumt; so weit war also alles für den Wiederaufbau vorbereitet; doch in die Kellervertiefungen der früheren Häuser ließ die Kommunalverwaltung nun den Müll werfen. Jetzt ergibt sich beim Neubau von Häusern die Schwierigkeit, die Keller erst einmal von dem Unrat zu säubern. Bei der bestehenden Arbeitsteilung der staatlichen Baubetriebe ist jedoch niemand für diese Arbeit zuständig... Um diesem Theater ein Ende zu bereiten, hat der Kommandeur der Gumbinner Garnison eingegriffen und Soldaten für diese Arbeit abgestellt.

Nach Feststellung des Senders sind auf einigen Dutzenden Grundstücken 1958 noch die Voraussetzungen für Neubauten geschaffen worden. Auch Baumaterial ist angefahren worden. Doch nun besteht eine neue Schwierigkeit: die Baustoffe sind viel zu früh geliefert worden, so daß man jetzt Sorgen wegen Diebstahl hat. Auch hier half die Armee aus, indem sie Posten zur Verfügung stellte. Im Frühjahr des neuen Jahres hofft man nun, in der Luisenstraße sowie in der Soldauer Straße endlich einige Neubaublocks erstellen zu können.

Zum Verständnis des sowjetischen Verhaltens in unserer Heimat ist dabei die Wohnraumvergabe ganz besonders interessant. Radio Kowno meldete, daß die neuen Wohnungen nur zwei Kategorien von Einwohnern zur Verfügung stehen: zur Hälfte solchen Personen, die schon zehn Jahre in Gumbinnen wohnen und deswegen belohnt werden sollen, und zur anderen Hälfte dürfen die neuen Wohnungen nur an Personen vergeben werden, die als Umsiedler aus der UdSSR in die Stadt kommen! Zum letzteren Personenkreis gehören auch Soldaten der Gumbinnener Garnison, die sich nach Beendigung ihrer Dienstzeit in Ostpreußen niederlassen wollen. Es ist keine Frage, daß die Gewährung neuer Wohnungen die Ansässigmachung in der Stadt ganz erheblich fördern wird. Man sieht, daß die russische Verwaltung zu neuen Methoden greift, um die Besiedlung unserer Heimatstädte voranzutreiben und zu sichern. Wenn man einerseits den Altsiedlern Neubauwohnungen gibt und andererseits solche Wohnungen für neue Ansiedler bereithält, bestehen gewisse Aussichten, die Ansiedlung zu stabilisieren bzw. zu erweitern. Es scheint so, als ob man in Gumbinnen mit diesem Vorhaben den Beginn machen wollte. Allerdings drohen diese Pläne dadurch durchkreuzt zu werden, daß Neubaublocks ohne gesicherte Wasserzufuhr und Abflüsse kaum das Ideal darstellen. Es ist durchaus nicht so, daß alle Russen nach Kenntnis dieser zivilisatorischen Einrichtungen darauf verzichten wollen und mit dem zufrieden sind, was sie aus ihrer Heimat her kennen. Zwar arbeitet das Wasserwerk Gertschen wieder, aber nicht im früheren Umfange. Es kommt wegen der schlechten Arbeitsweise und der unsachgemässen Wartung immer wieder zu Ausfällen. Die Bevölkerung ist weitgehend darauf angewiesen, Trink- und Gebrauchswasser den Flüssen oder Brunnen zu entnehmen. Man sieht heute in Gumbinnen auch wieder viele Regenwassertonnen oder andere Auffangvorrichtungen. Zu diesem Komplex kann man also abschließend sagen, daß der neue Beginn in Gumbinnen nur möglich ist, wenn die öffentlichen Einrichtungen auf diesem Gebiet wieder in Ordnung gebracht werden. Davon war aber bezeichnenderweise in der Radiosendung sehr wenig die Rede.

Der Sprecher in Kowno beschäftigte sich sodann — wie es die Kommunisten immer gern tun — mit den „großen Perspektiven". Man möchte die Stadt gern auf 50 000 Einwohner bringen, obwohl dazu nicht die geringsten Voraussetzungen geschaffen wurden. Etwa zehntausend russische Zivilisten leben heute erst in Gumbinnen, wogegen es vor dem Kriege 22 181 Deutsche waren. Man hat also erst einmal nur die Hälfte der deutschen Einwohnerzahl erreicht. Durch einen Kunstgriff will man jedoch 1959 ein günstigeres Verhältnis erreichen: Gumbinnen kann eine Anzahl von Ländlichen Ortschaften, Staatsgütern und Kolchosen eingemeinden. Es handelt sich dabei um zumeist dichter besiedelte Orte. Diese Aktion soll der Stadt einige tausend neuer Einwohner bringen. Andererseits besteht jedoch nicht die Absicht — und das wollen wir ganz besonders betonen —, daß die Sowjets Gumbinnen zu einem großen Dorf machen wollen. Zumindest in ihren Plänen ist vorgesehen, den städtischen Charakter Gumbinnens zu erhalten und im Laufe der Zeit zu erweitern. Die für das kommende Jahr vorgesehene Eingemeindung dürfte deshalb mehr optische Gründe haben. Wichtig ist dabei auch, daß die nun im Stadtgebiet gelegenen ländlichen Ortschaften ausschließlich für die Versorgung der Stadtbevölkerung herangezogen werden können! Auch diese Tatsache einer besseren Versorgung ist eine Maßnahme, um Gumbinnen attraktiver für Siedler aus Rußland zu machen.

Besser als bei der Landmaschinenfabrikation sieht es in der Wirtschaft mit der landwirtschaftlichen Verarbeitungsindustrie aus. Zwei derartige Betriebe bestehen seit längerer Zeit. Sind sie auch für unsere Begriffe sehr primitiv, so haben sie doch eine beträchtliche Kapazität und geben vielen Menschen Arbeit. Der Stadtsowjet will nun ein großes Getreidesilo sowie ein Sägewerks-Kombinat bauen. Die Mittel hierzu wurden in den letzten Wochen des vergangenen Jahres bewilligt. Und wieder setzt man die Armee zur Realisierung der Vorkommen ein. Die sowjetische Garnison in Gumbinnen hat sich verpflichtet, mehrere Arbeitskompanien aufzustellen und der Stadtverwaltung zur Verfügung zu stellen. Aus unseren Bemerkungen über die Truppen ist zu ersehen, daß Armee und Zivilbehörden in Gumbinnen ein gutes Verhältnis haben. Der Kommandantur scheint daran gelegen zu sein, dem Stadtsowjet energisch zu helfen. Radio Kowno hob diese Tatsache mehrfach lobend hervor. Die Armee verpflichtete sich auch, anstelle der bisher nur einen wiederaufgebauten Brücke eine zweite zu bauen. Früher hatte Gumbinnen bekanntlich drei Brücken. Außerdem wollen die Militärs die Patenschaft für den völligen Aufbau in Preußendorf übernehmen. Gleichzeitig unternimmt die Kommandantur eine starke Werbung, um möglichst viele Soldaten dazu zu bewegen, nach Beendigung der Dienstzeit in Gumbinnen ansässig zu werden. Arbeit wird ihnen entweder in für die Armee arbeitenden Staatsbetrieben, der Land- oder Forstwirtschaft und in der Verwaltung geboten.

Alle diese Anstrengungen haben jedoch noch nicht dazu geführt, die bisherige Nachkriegsentwicklung entscheidend zum Besseren zu ändern. Selbst wenn einigermaßen günstige Bedingungen vorliegen, kommt die sowjetische Verwaltung kaum von der Stelle! Dies zu wissen, ist gerade für uns sehr wichtig! Zeigt es doch, daß es den Russen selbst auf lange Sicht nicht möglich ist, ihre Ziele zu verwirklichen. Die Gründe ließ Radio Kowno vorsichtig anklingen, als es feststellte: „Die Genossen müssen sich auch um jeden einzelnen Bürger kümmern, damit er ein positives Verhältnis zu der Umgebung bekommt, in der er nun lebt. Gewisse Fehler der Administration haben dazu geführt, daß sich selbst Bürger, die schon einige Jahre hier sind, noch nicht so eingelebt haben, wie es notwendig wäre." Hier wird ganz klar ausgedrückt, daß auch die Russen das Gefühl der Vorläufigkeit kennen, welches also nicht nur auf die polnischen Verwaltungsgebiete beschränkt ist.

Aus den übrigen Teilen der Radiosendung sind noch folgende Einzelheiten bemerkenswert. Die Stadtverwaltung bemüht sich darum, im ehemaligen Kreishaus ein Theater einzurichten, wo auch Kinovorstellungen stattfinden können. Neue Magazine (staatliche Kaufhäuser) sollen in Annahof und am Bahnhof entstehen. Eines der drei zerstörten Gotteshäuser will man durch Umbauten zu einem großen Depot machen. Erwähnt wurde weiter, daß die Armee das Proviantamtsgelände der Zivilbehörden übergeben wird. Außerdem ist man dabei, Partei- und Staatsbehörden zu zentralisieren und die frei werdenden Räume dem Wohnungsamt zu überstellen. Ob jedoch alle diese Vorhaben dazu führen werden, Gumbinnen 1959 wirklich zu einem neuen Beginn zu führen, kann bezweifelt werden. Man wird zwar einiges verbessern, aber eine grundsätzliche Änderung ist nicht zu erwarten. Dazu ist seit 1945 viel zu viel versäumt worden.

Wölfe überfallen Ostpreußen

Nach polnischen Presseberichten aus Ostpreußen hat der winterliche Zug der Wölfe aus den baltischen Staaten und dem sowjetischen Verwaltungsteil Ostpreußens nach Westen begonnen. Der polnische Jagdverband und die Polizeibehörden haben bereits in abgelegenen Dörfern „Wolfsalarm" gegeben.

Für diesen Winter wird mit dem bisher stärksten Wolfseinfall in Ostpreußen seit Kriegsende gerechnet. Schätzungsweise 150 bis 200 Tiere werden in westlicher Richtung ziehen. Polnische Jäger wollen unter allen Umständen verhindern, daß es den Wölfen wie im vergangenen Jahr gelingt, bis in die Gegend von Posen und Stettin vorzudringen.



Das vertraute Winterbild unserer Heimat: unter einer dichten Schneedecke lag das Land fern des großen Lärms, wie verzaubert. Darin eingebettet die Bauerngehöfte. Unser Bild wurde am Südrand der Rominter Heide aufgenommen.

Foto OW-Archiv

Was man vom Lastenausgleich wissen muß

Wer - wieviel - wann?

Eine Zusammenfassung nach neuestem Stand

I. Die erste Zielsetzung des Lastenausgleichs war die Förderung der wirtschaftlichen Eingliederung und die soziale Betreuung der Geschädigten. Dieses Arbeitsgebiet umfaßt zur Zeit folgende Gruppen:

Kriegsschadensrente, Hausratsentschädigung, Aufbaudarlehen für die gewerbliche Wirtschaft und freien Berufe, Landwirtschaft und Wohnungsbau, Ausbildungsbeihilfen, Währungsausgleich für Sparguthaben Vertriebener, Altsparerentschädigung aus dem Härtefonds für Sowjetzonenflüchtlinge, Saarflüchtlinge und Helgoländer, Leistungen aus dem Kriegsgefangenenentschädigungsgesetz.

II. Neben dieses erste Leistungsgebiet tritt nun, als eigentliche Aufgabe und Kernstück des Lastenausgleiches die Zahlung der Entschädigung für Verluste an Einheitswertvermögen (Grund-, Betriebs- und landwirtschaftliche Vermögen), an Gegenständen der Berufsausübung oder der wissenschaftlichen Forschung.

Diese Entschädigung erhalten Vertriebene, Kriegssach- und Ostgeschädigte. Darüber hinaus gibt es aber noch Entschädigungen für Vertreibungs- und Ostschäden an Reichsmarkspareinlagen, anderen privatrechtlichen Geldwertansprüchen, an Gewerbeberechtigungen sowie an Anteilen (Kapitalgesellschaften) und Geschäftsguthaben bei Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, soweit die Entschädigung nicht schon im Währungsausgleich für Spartguthaben Vertriebener gewährt wird. Eine lange, schier unerschöpfliche Liste von Möglichkeiten, die für lange Zeit hinaus dafür sorgen wird, daß, wie man sagt „die Arbeit nicht ausgeht".

Für die Zahlung der sogenannten Hauptentschädigung war „nach Maßgabe der verfügbaren Mittel" bisher die Zeit vom 1. April 1957 bis 31. August 1978 vorgesehen. Nachdem nun — und das ist der entscheidende Punkt — durch eine Weisung vom 3. August 1957 die Auszahlung der Hauptentschädigung für gewisse Lebenstatbestände in Angriff genommen werden konnte, ist es notwendig, kurz auf die Voraussetzungen für eine bevorzugte Auszahlung hinzuweisen.

Folgende Lebenstatbestände werden zunächst bevorzugt bei der Auszahlung berücksichtigt:

1. Hohes Lebensalter.
2. Soziale Notstände (Ausbildung, dringender Notstand, Nachentrichtung freiwilliger Beiträge für die Rentenversicherung).
3. Eigentumsbildung (Wohnungsbauvorhaben, entgeltlicher Erwerb von Wohnungsgrundstücken).
4. Kleinstbeträge.

Zu 1, Hohes Lebensalter: Die Hauptentschädigung wird bis zu einem Höchstbetrag von 5000 Mark bezahlt, wenn der Erfüllungsberechtigte im Laufe des Kalenderjahres das 70. oder ein höheres Lebensalter vollendet. Nach einer Mitteilung des Landesausgleichsamtes kann jedoch mit einem Aufruf von 68 Jahren im Laufe dieses Jahres gerechnet werden. Hierbei mag interessieren, daß nach Schätzung des Bundesausgleichsamtes zur Befriedigung jedes einzelnen Jahrgangs der Hauptentschädigungs-Berechtigten ein Betrag von 125 Millionen Mark benötigt wird. Außerdem liegt ein Antrag des VdK vor, neben der Auszahlung wegen des Alters auch noch eine bevorzugte Auszahlung an Schwerbeschädigte über 50 Prozent oder Blinde zu ermöglichen.

Neben die laufend gewährte Ausbildungshilfe tritt nun die Möglichkeit, als zweite Hilfe für Zwecke der Ausbildung die Auszahlung der Hauptenschädigung bis zu einem Höchstbetrag von 2000 DM für jede auszubildende Person zu erhalten. Als auszubildende Personen kommen in Betracht: der Antragsteller selbst, sein Ehegatte und die unterhaltsberechtigten Angehörigen. Die Auszahlung ist jedoch abhängig von der wirtschaftlichen Lage des Hauptentschädigungsberechtigten, wobei als Obergrenze der vierfache Unterhaltshilfesatz nicht überstiegen werden soll, also bei einer Person 480 DM im Monat, bei einem Ehepaar 720 DM, mit einem Kind 888 DM. Gehören zum Haushalt des Erfüllungsberechtigten mehr als drei wirtschaftlich abhängige Kinder, ist keine Obergrenze für das Einkommen festgelegt.

Die Ausbildungsbeihilfe wird für zwei Ausbildungsjahre bezahlt, längstens bis zum Ende der Ausbildung. Voraussetzung ist, daß mindestens zwei Semester beziehungsweise ein Jahr bereits erfolgter Ausbildung nachgewiesen werden. Ausbildungsstätten sind Fach- und Berufsfachschulen, Wohlfahrtsschulen und sozialpädagogische Ausbildungsstätten, Schulen der Landwirtschaft, des Gartenbaus und der Forstwirtschaft, Hochschulen, der Vorbereitungsdienst, bzw. die Fachausbildung für Ärzte, Referendare, Kandidaten der Theologie und Lehramtskandidaten. Für Zwecke der Ausbildung an mittleren und höheren Schulen oder von Lehrlingen, Anlernlingen und Praktikanten können Hauptentschädigungsmittel vorerst nicht ausgezahlt werden.

Der Mindestsatz eines monatlichen Ausbildungsbedarfs beträgt bei Hochschulstudium 150 DM, beim Vorbereitungsdienst für Referendare 110 DM, und in allen sonstigen Fällen 90 DM. Es ist jedoch nicht möglich, gleichzeitig Ausbildungsbeihilfe und bevorzugte Auszahlung von Hauptentschädigung in Anspruch zu nehmen.

Zu 2, Dringende Notstände: Hier sind die Voraussetzungen zur Zahlung der Hauptentschädigung bis zu einem Höchstbetrag von 2000 DM gegeben in jenen Fällen, in denen der Erfüllungsberechtigte keine Unterhaltshilfe erhalten kann, weil er die Jahrgangsgrenze nicht erreicht, eine alleinstehende Frau Unterhaltshilfe deshalb nicht mehr erhält, weil sie nicht mehr für mindestens drei Kinder zu sorgen hat oder wenn durch Tod des einzigen Ernährers oder durch plötzlichen Wegfall der den Lebensunterhalt sichernden Einkünfte die Lebensgrundlage des Erfüllungsberechtigten und seines Ehegatten vernichtet ist. Voraussetzung ist weiter, daß kein höheres Einkommen als die Sätze der Unterhaltshilfe zuzüglich Miete oder kein 12 000 DM übersteigendes Einkommen vorhanden ist.

Nachentrichtung freiwilliger Beiträge in die Rentenversicherung: In diesem Fall kann Hauptentschädigung bis zu 5000 DM ausgezahlt werden. Die näheren Ausführungsbestimmungen stehen jedoch aus.

Zu 3, Wohnungsbauvorhaben: Werden Aufbaudarlehen zu diesem Zwecke nicht gewährt, so kann die Hauptentschädigung bis zur Höhe des Betrages eines Aufbaudarlehens bezahlt werden, der sich für das gleiche Vorhaben unter Berücksichtigung der sonstigen Finanzierung im Sinne der „Weisung Wohnungsbaudarlehen" ergeben würde. Voraussetzung ist unter anderem, daß die Gebäudenutzfläche bei Eigenheimen und Kleinsiedlungen mehr als zur Hälfte, bei sonstigen Gebäude mehr als zu zwei Dritteln Wohnzwecken dient. Hauptentschädigung bis zum Betrag von 12 000 DM kann jedoch auch zum Erwerb von Baugrundstücken bezahlt werden, wenn gesichert erscheint, daß ein Bauvorhaben durchgeführt werden soll, durch das der Erfüllungsberechtigte oder seine Angehörigen Wohnraum erhält. Das Geld kann auch zum Erwerb eines Grundstückes dienen, auf dem der Erfüllungsberechtigte bereits eine Wohnung besitzt. Die auszuzahlende Hauptentschädigung soll das fehlende Eigenkapital bei der üblichen Baufinanzierung ersetzen. In diesem Zusammenhang wird auf die Vor- und Zwischenfinanzierungsmaßnahmen der Deutschen Bau- und Bodenbank hingewiesen, die Darlehen an Geschädigte gibt, die die persönlichen Voraussetzungen für die Gewährung von Aufbaudarlehen erfüllen, insbesondere jedoch an Hauptentschädigungsberechtigte zur Finanzierung des Baues von Familienheimen und zum Erwerb entsprechender Grundstücke.

Zu 4, Kleinstbeträge. Diese werden bevorzugt ausgezahlt, soweit der Endgrundbetrag des Erfüllungsberechtigten 500 DM nicht übersteigt. Ebenfalls bar ausgezahlt werden Auszahlungsreste der vollen Hauptentschädigung, soweit diese nicht mehr als zehn Prozent des Erfüllungs-, Umwandlungs- oder Anrechnungsbetrages ausmachen.

Darlehen und Kriegsschadensrente sind dem Gesetz nach lediglich Vorausleistungen auf die Hauptentschädigung, die angerechnet weren. Da jetzt zahlreiche Hauptentschädigungsansprüche von Empfängern von Kriegsschadensrente, die meist im vorgerückten Alter stehen, zur Barauszahlung anstehen, ist die Frage von großer Bedeutung, ob eine Auszahlung im Hinblick auf die erwähnten Anrechnungsbestimmungen möglich ist, oder wenn ja, ob sie den Interessen des Erfüllungsberechtigten überhaupt entspricht.

Schnellere Abwicklung des Lastenausgleichs

Die Bundesregierung soll ersucht werden, bis zum 1. März nächsten Jahres Vorschläge zu machen, auf welchem Wege eine schnellere Erfüllung der Ausgleichsleistungen erreicht werden kann, vor allem ob, in welchem Umfang und in welchen Bereichen sich unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Möglichkeiten die Zahlung der Lastenausgleichsabgaben beschleunigen läßt. Dieser Beschluß wurde einstimmig vom Bundestagsausschuß für Lastenausgleich gefaßt. Er wünscht außerdem, daß die Möglichkeit einer Verbesserung der Vorschriften für die Anrechnung der Unterhaltshilfe auf Hauptentschädigung und einer Verbesserung der Kriegsschadenrente geprüft wird. Der Ausschuß will diese Vorschläge dem Plenum in Kürze vorlegen und damit einen Wunsch aller Fraktionen nach einer rascheren Abwicklung des Lastenausgleichs nachkommen.

400 000 Flüchtlinge noch in Lagern

12,2 Millionen Vertriebene und Flüchtlinge leben gegenwärtig in der Bundesrepublik. 400 000 von ihnen leben noch in Lagern. Diese Mitteilung hat Staatssekretär Dr. Nahm (Bundesvertriebenenministerium) in Saarbrücken gemacht.

Jeder vierte ist Flüchtling

Jeder vierte Einwohner der Bundesrepublik ist entweder Flüchtling oder Vertriebener. Wie Bundesvertriebenenminister Oberländer mitteilte, haben rund 13 Millionen Menschen, das heißt 24,2 Prozent der jetzigen Bevölkerung der Bundesrepublik, seit Kriegsende ihre Heimat in den ehemaligen deutschen Ostgebieten oder der Sowjetzone verlassen und sind in die Bundesrepublik gekommen.

Wer stellt Erbschein aus?

1. Der Antrag muß vom Erben bzw. von einem Miterben gestellt werden.

2. Hat der Erblasser seinen letzten Wohnsitz in der DDR, im Ost-Sektor von Berlin, östlich der Oder-Neiße-Linie oder im Ausland gehabt und befinden sich keine Nachlaßgegenstände im Bezirk anderer Nachlaßgerichte, so ist der Antrag beim Amtsgericht Berlin-Schöneberg zu stellen.

3. Bei der Beantragung sind vorzulegen: Die Sterbeurkunde des Erblassers bzw. der rechtskräftige Todeserklärungsbeschluß und — falls vorhanden — das Original-Testament.

4. Bei gesetzlicher Erbfolge sind — soweit vorhanden bzw. beschaffbar — alle zum Nachweis der Erbberechtigung notwendigen Personenstandsurkunden vorzulegen. Hierbei sind die Verwandschaftsverhältnisse zwischen Erblasser und Erben lückenlos nachzuweisen.

Sind die erforderlichen Personenstandsurkunden nicht zu beschaffen, so sind nach Möglichkeit unbeteiligte Zeugen zu benennen, die über die personenstandsrechtlichen Verhältnisse des Erblassers aus eigenem Wissen Auskunft geben können.

5. Urkunden aus den Gebieten jenseits der Oder-Neiße-Linie sind zu beschaffen:

a) vom Standesamt I (West), Berlin-Charlottenburg, Kuno-Fischer-Straße 8, b) vom Standesamt I (Ost), Berlin N 54, Rückerstraße 9 (Nordbahnhof).

Sterbebescheinigungen von gefallenen Soldaten sind zu erlangen von der Deutschen Dienststelle für ehemalige Wehrmachtsangehörige, Berlin-Wittenau, Eichborndamm 167/209.

Neue Form der Aussiedlung erwartet

In absehbarer Zeit wird, wie der epd-Landesdienst Hannover erfährt, in der Aussiedlungsaktion für die Deutschen in den polnisch verwalteten deutschen Ostgebieten voraussichtlich eine wesentliche Änderung eintreten. Nachdem für Polen die Familienzusammenführung als nahezu abgeschlossen gilt, werden künftige Transporte wahrscheinlich nur noch Einzelreisende mit Paß und Ausreisevisum in das Gebiet der Bundesrepublik bringen. Weiter darf die Umsiedlung aus Pommern und Ostpreußen als so gut wie beendet angesehen werden. Aussiedler werden im wesentlichen nur noch aus Schlesien kommen. Da vor allem Oberschlesien überwiegend katholisch war, wird auch der Anteil der Katholiken bei der Aussiedlung bestimmend sein.

Gegenwärtig liegen dem Deutschen Roten Kreuz noch 40 000 Anträge auf Familienzusammenführung und darüber hinaus 100 000 weitere Anträge auf Umsiedlung in die Bundesrepublik vor, so daß im Laufe der nächsten Monate mit insgesamt 140 000 Aussiedlern zu rechnen ist. Die Neuregelung für die nicht unter die Familienzusammenführung fallenden Aussiedler sieht den Paß- und Visumzwang sowie die Aufbringung des Reisegeldes in Devisen (DM) vor. Zunächst laufen die Transporte noch in der alten Form weiter. In jeder Woche treffen fünf Transporte mit je 200 bis 300 Deutschen in Friedland ein.

Siedlungsprogramm 1958 unbefriedigend

Zu dem vom Bundeskabinett verabschiedeten Siedlungsprogramm für 1958 stellt der Bauernverband der Vertriebenen fest, daß es mit seinen insgesamt nur 11 719 Stellen für vertriebene und geflüchtete Bauern keineswegs den Erwartungen und Forderungen dieses geschädigten Personenkreises entspreche. Er weist darauf hin, daß von ihm ebenso wie von dem Vertriebenenministerium seit jeher eine jährliche Eingliederung von rund 20 000 Bauern gefordert worden ist. „Dieses ständige Absinken in der Errichtung von Voll- und Nebenerwerbsstellen für vertriebene und geflüchtete Bauern erfüllt uns nicht nur mit Sorge, nein, es ist unsere Pflicht, alle verantwortlichen Stellen, Parlamente, Regierung, planende und durchführende Stellen auf die Tatsache des ständigen Absinkens hinzuweisen und einen anderen Kurs zu verlangen."



Ostern 1959 beginnt ein neuer großer Lehrgang

Die Ländlich-hauswirtschaftliche Frauenschule in Katlenburg (Harz) beginnt Ostern 1959 ihr neues Schuljahr (staatlich anerkannte Unterklasse).

Die Schule will Töchtern sowohl von Vertriebenen und Flüchtlingen, als auch von Einheimischen eine abgeschlossene ländlich-hauswirtschaftliche Ausbildung vermitteln, um sie zu befähigen, als Siedler- und Bauersfrauen ihre Aufgaben in fortschrittlicher Weise zu erfüllen. Die Schule gibt der zukünftigen Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft die Fachausbildung. Sie vermittelt den Lehrstoff der Unterklasse einer Landfrauenschule. Als Aufnahme gelten Mindestalter 17 Jahre, abgeschlossene Volks- und Berufsschulbildung und dreijährige ländlich-hauswirtschaftliche Lehrzeit.

Der Lehrplan sieht vor: Kochen, Ernährungs- und Naturlehre, Haushaltsführung, Nadelarbeit, gestaltendes Werken, Weben, Gartenbau und Kleintierhaltung, gärtnerische Praxis, Gesundheits- und Kinderpflege, außerdem Heimat- und Gemeinschaftskunde, Singen, Sport, Laienspiel. Wandern und Fahrten erschließen die herrliche Umgebung des Harzes. Spiele, Lieder und Gemeinschaftstanz verbinden die jungen Menschen zu einer frohen Runde.

IM WINTER ÜBERS HAFF

(Fortsetzung von Seite 1)

wie. Oder die Eisschollen schneiden einem den Kopf ab."

„Ih, Herr Konsul, so schlimm wird es ja woll nich kommen."

„Ja, so schlimm wird es ja woll nicht kommen ..., das klingt ganz gut, aber daraus kann ich mir keinen Trost nehmen. Oskar ...", und dabei nahm er seinen Jungen bei der Schulter, „wir zwei bleiben hier; Onkel Krause ist ein Windhund, der kann es riskieren. Und du Bruder, wie steht es mit dir?" Diese Schlußworte richteten sich an meinen Vater, der ohne weiteres erklärte, Thompson habe recht.

In diesem Augenblick aber traf ihn ein so wehmütiger Blick aus meinen Augen, daß er ins Lachen kam und hinzusetzte: „Nun gut, wenn der Kommerzienrat dich mitnehmen will, meinetwegen ... ich bin der Schwerste von euch allen ... und von Verpflichtung kann keine Rede sein, eher das Gegenteil ..." Und bei diesem Entscheide blieb es.

Einer der Bootsleute, mit einem acht oder zehn Fuß langen Brett auf der Schulter und einem Tau um den Leib, ging vorauf, an dem nachschleifenden Tauende aber hielt sich der Kommerzienrat mit der Linken, während er seinen Jungen an der anderen Hand führte; gleich dahinter folgte der zweite Bootsmann, ähnlich ausgerüstet, aber statt des Taus mit einer Eispicke, dran ich mich hielt. So ging es los. Es war zauberhaft und wohl eigentlich nicht sehr gefährlich.

Die beiden Bootsleute waren immer vorauf und erfüllten mich mit einem angenehmen Gefühl, „wenn die überfrorene Stelle den Bootsmann getragen hat, dich trägt sie gewiß". Und das war richtig. Freilich kamen Stellen, wo der Strom so stark ging, daß nicht einmal Schülbereis das Wasser bedeckte, aber solche freie Strömung war immer nur zwischen zwei verhältnismäßig nahe liegenden Eisschollen, so daß das Brett, das der Bootsmann trug, vollkommen ausreichte, einen Übergang von einer Scholle zur anderen zu schaffen. War er drüben, so reichte er mir die lange Pickenstange oder richtiger hielt die Stange so, daß sie mir als ein Geländer diente.

Kurzum, ich empfand nur soviel von Gefahr, wie nötig war, um den ganzen Vorgang auf seine höchste Genußhöhe zu heben, und als ich nach dem Frühstück drüben wieder glücklich zurück war, betrat ich das Bollwerk wie ein junger Sieger und schritt in gehobener Stimmung auf unser Haus zu, wo meine Mutter, die von einem sehr erregten Gespräch zu kommen schien, schon im Flur stand und mich erwartete. Sie küßte mich mit besonderer Zärtlichkeit, dabei immer vorwurfsvoll nach dem Vater hinübersehend, und fragte mich, ob ich noch etwas wolle.

„Nein", sagte ich, „es gab Eierpunsch und Waffeln, und ich wollte auch welche für die Geschwister mitbringen; aber mit einem Male gab es keine mehr."

„Ich weiß schon. Du bist deines Vaters Sohn."

„Da hat er ganz gut gewählt", sagte mein Vater.

„Meinst du das wirklich, Louis?"

„Nicht so ganz. Es war nur eine façon-deparler."

„Wie immer."

Th. Fontane

Weißt Du schon ...

... daß nicht bereits durch den Versailler Vertrag, sondern erst im Jahre 1925 — also mitten im Frieden — Danzig die bekannte Westernplatte an Polen abtreten mußte? Polen errichtete dort Befestigungsanlagen.

Hier irrte die Kogge

Unsere Leserin, Frau Renate Krecker, Raa/Schweden, schreibt uns zu unserem Beitrag „Wie feiert man Weihnachten woanders" in unserer letzten Ausgabe, daß in Schweden die Sonnengöttin Lucia nicht, wie wir schrieben, am ersten Feiertag gekrönt wird, sondern ... Doch lassen wir Frau Krecker selbst erzählen:

„Am 13. Dezember wird in Schweden das Luciasfest gefeiert, bei dem innerhalb der Familie die Tochter des Hauses in einem langen weißen Hemd mit einem brennenden Lichterkranz im Haar morgens ihre Eltern weckt und ihnen Kaffee und „Lussekatten", Gebäck in Form einer Katze, im Bett serviert. Die anderen Kinder begleiten sie, ebenfalls in weißen Hemdchen oder als Sternkinder verkleidet und singen dabei das Lied „Santa Lucia". Dieses Fest ist ungefähr vierzig Jahre alt. Heute wählen auch die einzelnen Städte und Gemeinden ihre „Lucia," die in der Vorweihnachtszeit eine repräsentative Rolle spielt, indem sie Krankenhäuser und Altersheime besucht und dabei Geld und andere Spenden verteilt.

Das Weihnachtsfest selbst ist das durchaus größte Fest des Jahres, dem lange Vorbereitungen vorausgehen. Früher, und in einsamen Gegenden sicher auch heute noch, fand in den Feiertagen das große Verwandschaftstreffen statt, bei dem vieles und gutes Essen die Hauptrolle spielte. Für einen Schweden gehören bestimmte Gerichte auf den Weihnachtstisch: Lutfisch, Milchreis mit einer Mandel, und wer sie findet, soll im kommenden Jahr heiraten, ein Julschinken von meist beachtlichem Ausmaß, Leberpastete, Kalbsülze, selbstgestopfte Julkorv und Bräckkorv (Korv = Wurst), Schmor- und Rotkohl, viele Käse, verschiedene Sorten eingelegte Heringe, Gebäck usw. Fast alles, was angeboten wird, ist selbst hergestellt.

Für das Weihnachtsfest wird die ganze Wohnung geschmückt: für die Kinderzimmer gibt es bunte Papierbilder mit weihnachtlichen Szenen, Wandbehänge, auf denen die Sinnbilder der großen Feste in der Weihnachtszeit zu sehen sind: Lucia, Weihnacht, Neujahr, Dreikönige. Viele Leuchter werden aufgestellt, Adventssterne in die Fenster gehängt, Sternkinder und Engelchen geklebt und gebastelt und ein großer Teil des Baumschmuckes selbst hergestellt. Häufig sieht man auch Kränze aus Preisselbeerlaub, die als ein besonderer Willkommensgruß vor die Haustür gehängt werden. Vielarmige Leuchter, mit rotbackigen Äpfeln besteckt und grünem Preisselbeerlaub geschmückt, verzieren den Tisch, zu dessen besonderer Ausstattung Tischtücher und Servietten mit weihnachtlichen Motiven verwendet werden. Kunstvolle Strohsterne kann man auch mitunter an den Bäumen hängen sehen oder auch ganze Girlanden kleiner schwedischer Fahnen. Hier wie überall warten die Kinder mit Spannung auf ihren Julklapp, und der Jultomte, der Weihnachtsmann, spielt im allgemeinen nur noch eine Rolle für die Reklame.

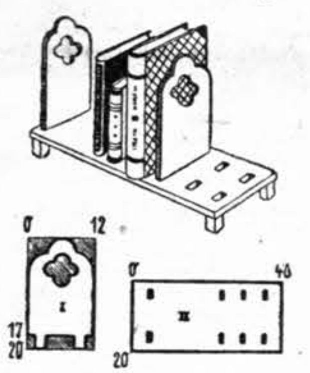
Der Weihnachtsbaum bleibt bis zu St. Knut ((13. Januar) stehen. Die Kinder tanzen ihn heraus und dürfen ihn auch meistens selber plesern, wobei viel Kuchen und Süßkram vertilgt wird."

So also wird in Schweden Weihnachten gefeiert! Wir danken Frau Krecker für diese eingehende Berichtigung.

Wer bastelt mit?

Das nette, verstellbare Bücherbrett, das ihr hier abgebildet seht, ist eine leichte Bastelarbeit für Jungen.

Wir brauchen dazu ein Bodenbrett in der Größe von 20×40 cm, zwei Seitenbretter, je 12×20 cm groß, und vier Klötzchen. Die Form der Seitenbretter zeigt Fig. I. Das Bodenbrett erhält zum Einstecken der Seitenbretter, wie auf Fig. II ersichtlich, acht Einschnitte, die genau der Form der Seitenbrettzapfen entsprechen müssen, damit sie fest darin stecken bleiben. Zuletzt glätten wir alles mit Sandpapier, schrauben die Füßchen an und streichen und lackieren unser Werk mit einer hübschen Farbe.



Wer das Bücherbrett länger bauen will, versieht zur Unterstützung das Bodenbrett in der Mitte mit zwei weiteren Füßen.

Und nun frisch ans Werk! Und dann kann deine kleine Bücherei ruhig wachsen.

AUS UNSERER BÜCHERKISTE

Liebe Leseratten!

Da die Mädchen immer schlechter wegkommen bei dem Griff in unsere Bücherkiste, wollen wir heute zwei Bücher herausgreifen, die allein für sie bestimmt sind, die ganz Kleinen ausgenommen.

Das erste ist für ein Lesealter ab 12 Jahren ein passendes Geschenk, das viel Freude bringen wird:

Ruth Römer: KÖRNCHEN, DIE NEUE DER KLASSE 8. Neuer Jugendschriften-Verlag. Mit Illustrationen von Jochen Vaberg. 96 Seiten, Glanzeinband, DM 1,95.

Körnchen — sie heißt eigentlich Cornelia — hat es als „Neue" in der Klasse 8 nicht leicht. Nicht nur die Lehrer haben ein besonderes Auge auf sie, sondern mehr noch die Mitschülerinnen. Körnchen spürt das natürlich, und sie setzt nun alles daran, das Vertrauen der anderen zu gewinnen. Aber so einfach ist das gar nicht, vieles geht ihr daneben, und manche Enttäuschung muß sie einstecken, ehe sie in die neue Gemeinschaft hineinwächst.

Für die noch Größeren (Lesealter ab 14 Jahre) stellen wir noch diese Erzählung vor, deren Handlung in der unvergeßlichen Landschaft der Heimat spielt:

Franz Heinrich Pohl: TINE KRISTANDT. Ein Mädchen aus dem Samland. Neuer Jugendschriften-Verlag. Mit Illustrationen von Franz Reins. 192 Seiten, mit Glanzeinband, DM 2,95.

Im lebendigen Rhythmus von Saat und Ernte, zwischen harter Arbeit und den traditionellen Jahresfesten mit ihren uralten Bräuchen wächst ein gesundes, frisches Mädel heran. Das festgefügte Gleichmaß dieser Jugend wird durch das Auftauchen eines jungen Dorfschullehrers unterbrochen, und unmerklich tritt Tine in einen neuen Lebensabschnitt ein, dessen Sinn sie begreifen gelernt hat und der sie unangefochten auf die Höhe des Lebens führt. Die einmalige Landschaft des Samlandes gibt den unverwechselbaren Hintergrund.



Jugend- und Kinderbeilage der Ostpreußen-Warte

Nummer 1 Januar 1959

IM WINTER ÜBERS HAFF

Die Tage nach Weihnachten waren ungewöhnlich milde gewesen, und das Eis, das schon Anfang Dezember das Haff überdeckt hatte, hatte sich wieder gelöst und trieb in großen Schollen, die übrigens den Bootsverkehr nach der Insel Wollin hinüber nicht hinderten, flußabwärts dem Meere zu. Silvester war wie herkömmlich gefeiert worden, und für den Januar stand ein neues Vergnügen in Sicht, von dem ich mir ganz besonders viel versprach: Mein Freund Wilhelm Krause, der schon als Schüler und Pensionär des bekannten Direktors v. Klöden die Gewerbeschule besuchte, mußte schnell wieder in Berlin sein, und seitens seines Vaters, des Kommerzienrats, war mit einigen Freunden verabredet worden, dem liebenswürdigen Jungen bis nach dem jenseitigen Ufer hinüber, von wo dann die Fahrpost ging, das Geleit zu geben. In einem sicheren Eisboot wollte man zwischen den Schollen hindurch die Partie machen, alles in allem acht Personen: erst zwei Bootsleute, dann der Kommerzienrat und sein Sohn, dann Konsul Thompson und Sohn und schließlich mein Vater und ich.

Ich freute mich ganz ungeheuer darauf. Einmal, weil es was Apartes war, und nicht minder, weil eine glänzende Verpflegung in Aussicht stand. Es verlautete nämlich, daß drüben im Fährhause gefrühstückt und wir drei Jungens mit Eierpunsch und holländischen Waffeln regaliert werden sollten. Ich nahm mir vor, weil mir dies männlicher erschien, mich ausschließlich an den Eierpunsch zu halten, blieb aber später nicht auf der Höhe dieses Entschlusses.

Um neun sollte das Boot von „Krausens Klapp" abgehen. Wir waren auch alle pünktlich da, nur das Boot nicht, und als wir eine Weile gewartet, erfuhren wir, wovon uns übrigens der Augenschein bereits überzeugt hatte, daß der über Nacht eingetretene starke Frost die Schollen zum Stehen gebracht und die kleinen Wasserläufe dazwischen mit Eis überdeckt habe. Das hätte nun nichts auf sich gehabt, im Gegenteil, wenn nur die Eisdecke um einen Zoll dicker gewesen wäre; sie war aber nur sehr dünn, und so standen wir vor der Erwägung, ob ein Überschreiten des Flusses überhaupt möglich sei.

Der Kommerzienrat, dem daran lag, keine Schulversäumnis eintreten zu lassen, war entschieden für das kleine Wagnis, und als die in langen Pelzjacken dastehenden Bootsleute dies erst sahen, meinten sie sofort auch ihrerseits, „es werde schon gehen, und wenn was passiere, so wäre es auch so schlimm nicht .. ein bißchen naßkalt ..."

„Ja, Kinder", sagte Thompson, „wie denkt Ihr Euch das eigentlich? Das heißt doch soviel wie reinfallen, und da hat man einen Schlag weg, man weiß nicht

(Fortsetzung Seite 4)



Ausfahrtsegen

Nimm auf deine Wege
Meinen Segen mit.
Er wird dich begleiten
Schritt für Schritt.

Was dir auch begegnet,
Wird zum Heile sein.
Halte dir die Treue,
Und dein Herz sei rein.

Bringe von den Fahrten
Reiche Ernte ein,
Sonnenglück und Freude
Und den Sternenschein.

Viele Wege führen
In die Welt hinaus.
Aber stets nur einer
Dich nach Haus'.

JOSEF SCHNEIDER

Vom Reichtum des Lebens

Jahrmillionen lagen die Festländer kahl und tot. Leben gab es nur im Meere. Dann hausten auf der Erde lange, lange Zeiträume hindurch nur winzige, unscheinbare Tiere und Pflanzen, und wie eine Stufe sich an die andere reiht, so stieg und steigt noch immer das Leben die Treppe empor zum Licht des höheren, bewußten Lebens.

Im Lauf von Millionen von Jahren haben viele Wandlungen stattgefunden. Einst sah die Erde große und gewaltige Tiere, die Drachen der Vorzeit. Farne und Schachtelhalme erreichten im Altertum der Erdgeschichte den Höhepunkt ihrer Entwicklung. Der mandelblattrige Eukalyptusbaum steigt heute in Australien bis zu 156 Meter zum Himmel empor und mißt an seinem Grunde 30 Meter Stammumfang. Er ist genauso hoch wie der Kölner Dom, aber er ist unendlich viel schlanker, und vor allem, er ist kopflastig. Die gewaltige Krone des Eukalyptusbaumes kann vom Wind ganz beträchtlich zur Seite gedrückt und hin und her gerüttelt werden, ohne zu brechen und ohne daß sich die Wurzeln vom Grunde lösen. Ist das nicht ein Wunder, dem die Menschheit kaum etwas Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat?

Noch wunderbarer ist der knotenlose Halm des Pfeifengrases. Wir müssen uns allerdings die Mühe machen, darüber nachzudenken. Über zwei Meter strebt dieses Zaubergebilde vom Boden auf, kaum stärker als eine Stricknadel, und trägt an seinem Ende eine 30 Zentimeter lange, verhältnismäßig schwere Rispe. Der Sturm drückt es nieder, es richtet sich wieder auf. Und dies alles ohne verstärkende Halmknoten, wie sie das Getreide besitz.

Das edelste Pflanzengeschöpf ist wohl die Königspalme der Antillen-Inseln. Gleich eines Meisters strebt der Säulenstamm empor und trägt eine Fiederkrone von zauberhaftem Ebenmaß. Die Seychellenpalme trägt Früchte von einem halben Meter Länge, versieht sie mit einer Schwimmweste und wirft sie ins Meer, damit sie zu fernen Inseln reisen, um dort zu keimen. Sie hätte eine noch weit größere Verbreitung gefunden, wenn sie sich — wie die Kokospalme — an die Besiedlung von Sandküsten hätte anpassen können.

In den Gebirgen der heißen Länder blühen Orchideen in über 2000 verschiedenen Arten. Vom glühenden Rot bis zu zartem Blau leuchten ihre Farben. Ihre Blumenkronen scheinen von mittelalterlichen Goldschmieden entworfen zu sein. Sie sind wie schwebende Falter mit zierlichen Fühlern und anmutigen Schwingen, wie wächserne Ochsenköpfe und Greisengesichter mit langen Bärten.

In tausend Zungen redet die Pflanzenschöpfung zu uns. Erst als all die Wunder vollendet waren, trat der Mensch auf die Erde, und ihm gelang es, mit Hilfe seiner Intelligenz die Welt zu beherrschen. Gelang es ihm wirklich? Oft sind wir in Gefahr, über all unseren Erfolgen das Wichtigste zu vergessen. Wie einen Spiegel sollen wir unser Menschentum den Mitgeschöpfen entgegentragen und all die wunderbaren Bilder der Natur darin einfangen. Unser Leben wird um so reicher, je mehr wir das alles in uns aufnehmen. Wir sind die zuletzt Gekommenen, aber noch ist die Entwicklung nicht zu Ende. Sie wird niemals zu Ende sein, denn Entwicklung und Leben sind eines.

Aus „DER PFLANZEN-BREHM" von Ludwig Koch-Isenburg, Kreuz-Verlag, Stuttgart; ein Abschnitt aus der Einführung des Verfassers in das Reich der Pflanzen.

An einem schönen Wintertag

Eine Heimaterinnerung von Bogumil Goltz

Noch entsinne ich mich des Jubels, der uns kleine Menschenkinder alle ergriff, als unser lieber Pflegevater eines Tages erklärte, daß nunmehr die Erde genugsam aufgetaut sei, um die auf einem Sandberge unseres Dorfes zum Winter vergrabenen Kartoffeln wiederum auszugraben.

Etwas zu vergraben, zu bergen, zu verbergen, etwas für den Winter einzusorgen, einzukellern, unter Dach und Fach zu bringen, davon zu zehren, zu leben und guter Dinge zu sein, währenddessen es draußen stürmte, schneite und fror, bei Nacht und Graus das Vieh in seinem warmen Stall freßlustig bei seiner vollen Raufe zu wissen, das waren mir alles ganz geläufig-poetische Vorstellungen und Symbole, höchst gemütliche Dinge und beseligende Mitleidenschaften.

Eines Nachmittags ward feierlich zum Werke geschritten. Mir hatte der Appetit schon vor Erwartung versagt. Ich habe vergessen, was ich mir alles von diesem Ausgraben der Winterkartoffeln erphantasierte, aber ich weiß soviel, daß wenn ich heute einer Ausgrabung in Herkulanum, Pompeji und Stabiae beiwohnen sollte, ich kaum so neugierig und poetisch aufgeregt in meinem ganzen Wesen sein könnte wie damals. Der Knecht war sofort von mir mit einem Groschen bestochen, daß er mich, wenn die Sache erst im Gange sein würde, ein bißchen mitgraben lassen sollte, und ich trug einen Spaten, die Kameraden ebenso Hacke, Schaufeln, Säcke, Eimer, Körbe und was des Apparats mehr war.

Als wir aus dem Pfarrhause traten, umfing uns eine entzückende Luft, obgleich noch wenig Gras zum Vorschein gekommen war und die Erde ein ziemlich winterliches Ansehen hatte. Auf dem Wege war es auch noch naß und schmutzig vom Winterfrost, dafür aber der Sandberg desto trockener und ergötzlicher für unsere Lust.
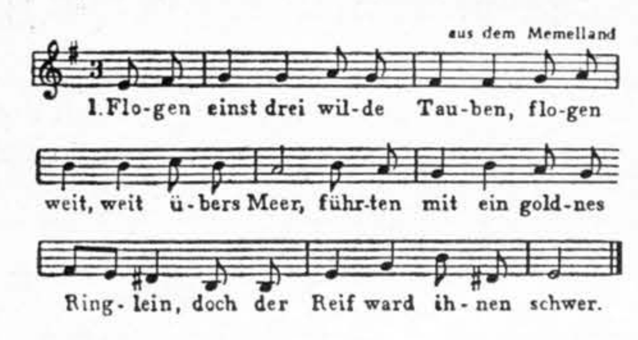
Die Sonne schien den reinlichen Sand erwärmt zu haben, und die hier von allen Dorfleuten vergrabenen Kartoffeln bildeten ordentliche Grabhügel wie auf einem Pestkirchhofe. Ich mochte das nicht so deutlich denken wie heute, aber ich empfand es doch und ich war davon wunderbar ergriffen und elegisch gestimmt. Das Ausgraben ging ganz nach Wunsch und ohne andere Abenteuer vonstatten, als die in meiner keinen Augenblick rastenden Phantasie innerlich angeschaut wurden. Ich hatte mitgegraben und mitgesammelt, bis mir die Kräfte versagten. Die Pferdchen eines Bauern holten die geborgenen Kartoffeln nach Hause, und das große Werk war vollbracht.

Ich habe seitdem manches Kauf- und Verkaufs-, Pacht- und Verpacht-Geschäft gemacht; aber nichts von alledem hat mir das Gefühl von Wichtigkeit, nichts mir die zugleich poetische und sittliche Genugtung gegeben, nichts einen solchen bleibenden Eindruck hinterlassen, als diese ausgegrabenen Kartoffeln.

Wetter-, Tages- und Seelenstimmung, Weltstimmung, Gräber-Elegie, Sand-Melancholie, Vorfrühlingspoesie und die Mischung von all diesen Elementen und Stimmungen, das alles ist mir in diesem Augenblick, nach siebenunddreißig Jahren, so frisch und gegenwärtig, als wenns gestern erlebt worden wäre, und was wars denn? Ein Nichts nach den Begriffen erwachsener Leute. Aber Kinder fassen und fühlen mit himmlischem Instinkt die Welt auf jeglichem Punkt und in jedem Augenblick als eine ganze Welt und den Gott in ihr wie im eigenen Selbst, wie im tiefsten Innern der Seele.



Flogen einst drei wilde Tauben



2. Schimmernd fiel er in die Fluten, und das Meer trank seinen Schein; Mägdlein stand am andern Ufer, wollt dem Liebsten nahe sein.

3. Doch wie sich die Sonne neigte, ihr ein Schein die Augen traf, sah das Meer den Ring verschlingen, und das Herz ihr jäh zerbrach.

Mit freundlicher Genehmigung des Voggenreiter-Verlages, Bad Godesberg, entnommen aus dem großen Liederbuch für Vertriebene „Unverlierbare Heimat", 350 Lieder aller Landsmannschaften, 320 Seiten, Leinen DM 10,—.



Eine Erzählung aus der Geschichte des Bernsteins

(3. Fortsetzung)

Der Zug der Fremden war nicht unbemerkt geblieben. Späher hatten ihrem Fürsten schon von ihm berichtet. So wurde Publius schon beim Einritt in die Ortschaft von Mannen des Fürsten in Empfang genommen und zum Herrscher geleitet. An den Wänden hingen Waffen aller Art; und hier sah er zum erstenmal nach dem langen Ritt auch Bernstein. Die Gewandspangen, auch Fibeln genannt, waren reich mit diesem kostbaren Schmuckstein verziert. Der Knauf des fürstlichen Schwertes war mit einem großen Stück braun schimmernden Bernsteins kunstvoll ausgelegt. Auch sah er verschiedene Männer und Frauen, die Bernstein als Schmuck trugen. Publius winkte Theobald heran. „Ob ich hier Bernstein einhandeln kann?" fragte er ihn leise. Theobald übersetzte die Frage dem Fürsten und deutete dabei auf den Schwertknauf.

„Gefällt er dir?" fragte lächelnd der Fürst und überreichte Publius das reich verzierte Schwert als Geschenk. Der schüttelte den Kopf. Das Gesicht des Fürsten verfinsterte sich. „Warum lehnt der Fremde mein Gastgeschenk ab?" fragte er stirnrunzelnd Theobald.

„Er meint, ob er mit dir um diesen Stein handeln kann. Sein Kaiser hat ihn ausgeschickt, so viele davon zu bringen Theobald zu erklären.

„Frage ihn, wieviel er braucht!" befahl der Fürst.

„Er soll mindestens drei Wagenladungen mitbringen!"

Der Fürst lachte laut auf: „So viel kann er ja gar nicht bezahlen! Außerdem habe ich auch nicht so viel!"

Publius achtete aufmerksam auf das Mienenspiel des Fürsten. Theobald übersetzte unterdessen. „Frage den Fürsten, wo er den Stein her hat!" befahl ihm Publius.

„Da mußt du noch weiter nach Norden reiten, bis du an ein großes Meer kommst!"

Der Offizier machte große Augen. „Ein großes Meer??" fragte er maßlos erstaunt seinen Dolmetscher. „Wie weit ist es bis dahin?"

Der Fürst neigte überlegend sein mächtiges Haupt. „Vier Monde brauchst du bestimmt dazu", meinte er, „wenn nicht noch mehr. Genau kann ich dir den Weg auch nicht sagen. Ich habe ihn von Händlern, die hier durchkommen und mit Bernstein handeln. — Hier bist du noch in meinem Herrschaftsbereich. Er reicht noch sechs Tagesreisen nach Norden. — Auf jeden Fall kannst du jetzt diesen Strom entlangreiten", fügte der Fürst noch hinzu.

„Kann ich bei dir noch etwas an Verpflegung haben?" ließ Publius fragen.

Der Fürst nickte bejahend. „Laß deine Männer hier noch etwas ausruhen. Ihr könnt es brauchen. — Ihr seid meine Gäste!" lud er Publius mit einer Armbewegung ein. Dieser nahm dankbar an. Bei den Unterhaltungen erfuhr er dann noch mehr über die Leute, die diesen geheimnisumwitterten Stein aus dem Meere fischten. „Aus dem Meere fischen sie ihn?" fragte er mit ungläubigem Gesicht.

„Jawohl! Wassergeister bringen ihn zur Oberfläche, und dann wird er mit einem Netz herausgeholt. Am meisten ernten die Bernsteinleute, wenn der Sturmgott das graue Meer gepeitscht hat, daß es bis in seine Festen dröhnt und schüttert. Dann freuen sich die Männer!" meinte der Fürst. „Und sie danken dem Meergott durch eine große Opfergabe".

Das war dem Publius neu. Er dachte immer, die Masse wäre von der Sonne ausgeschwitzt worden, wie es die Griechen, mit denen er auch schon zu Hause gesprochen, immer behaupteten, auf die Erde gefallen und dann erkaltet. — Er fand das alles sehr interessant...

Leider mußte er bald weiter. Nach einer Woche brachen sie auf, Richtung Norden.

Marsch durch die Sümpfe

Die Fuhrleute und auch die Soldaten machten finstre Gesichter. Sie wären am liebsten an diesem Fürstenhof geblieben. Es war so bequem, sich bewirten zu lassen; denn die Vandalen, deren Herrschaftsbereich nach Osten weit in das heutige Polen hineinreichte, waren wie alle Germanen sehr gastfrei. Da konnte man sich wohlfühlen. — Publius allerdings wurde ungeduldig. Er war nun schon so lange unterwegs, daß er sich Gedanken machte, wann er endlich an Ort und Stelle sein würde. Also trieb er zum Aufbruch.

Wie üblich, waren Bodo und Theobald beim Aufbruch an seiner Seite. Die Legionäre formierten den gewohnten Zug, der die Fahrzeuge in die Mitte nahm. Ein aufforderndes Zeichen, die Karren setzten sich schwerfällig in Bewegung. Eine Ehrenbegleitung brachte den Zug noch durch den Herrschaftsbereich des Fürsten. Freundlich verabschiedeten sie sich voneinander; die Kolonne war wieder allein.

„Der Fürst hatte doch genug Bernstein. Warum wollte er mit Publius nicht handeln?" fragte Theobald seinen Freund Bodo. Der wiegte nachdenklich seinen Kopf. „Vielleicht hatte er sich den Bernstein gerade von seinen Leuten besorgen lassen. Schließlich ist die Reise nach dem Norden ja auch keine Kleinigkeit!" meinte er zu Theobalds Frage.

„Publius konnte dem Fürsten gar nicht mit seinen Waffen imponieren", sprach er weiter. „Nun, der Fürst wird genug von durchreisenden Händlern tauschen können, und dazu wird er noch nicht einmal seinen kostbaren Bernstein brauchen", antwortete Bodo. Publius ritt inzwischen in Gedanken versunken voraus. Trotzdem er von Rom her Glanz, Eleganz und Reichtum gewöhnt war, imponierte ihm der Vandalenfürst irgendwie. Trübe Ahnungen erfüllten ihn, wenn er die kraftstrotzenden Krieger vor sich sah, und wenn er sie mit den verweichlichten und degenerierten Römern verglich... „Weg mit solchen Gedanken!" schalt er sich. Kühn hob er das helmbewehrte Haupt.

Die Fuhrleute waren aufgeregt; so weit waren sie noch nie gekommen. Die stolzen und gastfreien Vandalen hatten ihnen alles Mögliche gezeigt und wollten mit ihnen handeln. Sie knirschten vor Wut, daß sie nicht an die Tauschwaren herandurften. Die Legionäre paßten zu gut auf.

Sixtus stieß seinen Freund Marius an: „Pst! Beim Zeus! Habe ich mich geärgert! Dieser Reichtum! Stell' dir vor, Marius, was wir hatten handeln können!"

Marius, was wir hätten handeln können!" mit allem abgefunden hatte, meinte achselzuckend: „Was regst du dich auf! Was nicht geht, geht nicht! Du hast zu handeln versucht und dich geärgert, daß du es nicht konntest. Ich habe mich mit dem Honiggetränk, das sie Met nennen, angefreundet. Beim Zeus, das hat geschmeckt, kann ich dir sagen!" „Sein Gesicht verklärte sich im Nachgefühl des gehabten Genusses. Er wollte sich noch weiter darüber auslassen. Sixtus winkte gereizt ab: „Alter Saufkopp!"

„Hast du die Waffen gesehen?" fragte ein Legionär seinen Kameraden. — „O ja, aber sie kommen mit unseren nicht mit!"

Sein Freund erwiderte: „Das sage nicht! Sie haben dieselben Waffen wie unsere „freundlichen" Nachbarn bei Carnuntum. Die beißen ganz anständig. Ich möchte sie lieber nicht zu spüren bekommen!"

Die Wagen rumpelten auf schlechten Wegen dahin...

Sie waren schon einige Tage unterwegs, da machte ihr Weg einen scharfen Knick nach Osten. Das war in der Nähe des heutigen Breslau, bei Hartlieb. Noch eine Woche später stießen sie auf einen unbekannten Fluß, der nach Norden fließt; es war die Prosna, ein Nebenfluß der Warthe. Die Woche hat keiner von ihnen vergessen!

Knapp hatten sie die Oder hinter sich gelassen und sich ostwärts gewandt, zog eine dichte Wolkenschicht dicht über sie hinweg. Es wurde ganz dunkel, und plötzlich setzte ein Regen ein, wie sie ihn noch nicht kennengelernt hatten.

„Planen raus! brüllte Publius. Die dösenden Fuhrleute schreckten hoch. Aber es war bereits zu spät. Bevor die Planen Mensch und Tier deckten, waren alle und alles durchnäßt. Die hilflosen Menschen kauerten sich zitternd unter die Planen. Aber binnen kurzer Zeit standen sie bis zu den Waden in dreckigem Wasser. Nach stundenlangem Trommeln ging der Wolkenbruch unvermittelt in einen Landregen über, der Stunde um Stunde herabrieselte und alles, aber auch alles durchnäßte und den Boden in Schlamm verwandelte. Endlich hörte es auf zu regnen.

Aber wie sahen Menschen und Tiere aus! Über und über mit Schlamm bespritzt, blaß, hohläugig, zum Umfallen müde, vor Kälte blaugefroren, mit den Zähnen klappernd.

„Vorwärts! Vorwärts!" rief Publius. Er sah im Antreiben und in der Bewegung die einzige Möglichkeit, seine Leute und die Tiere vor der Kälte zu schützen und sie damit vor dem Tode zu bewahren. Fluchend, schimpfend und stöhnend wurden die Wagen, die bis zu den Radachsen in den Dreck einsanken, geschoben. Publius war vorn und hinten. Alles sah er. Marius, der Fuhrmann, stöhnte und jammerte vor sich hin. „Los, los, Dickwanst!" rief ihm Publius zu, „Hilf mit!"

„Jetzt arbeite so viel, wie du Met getrunken hast!" höhnte Sixtus.

„Wir sitzen jetzt ganz schön in der Patsche", murmelte Bodo. — Er meinte das ganz buchstäblich. Theobald war vorausgeritten, um einen einigermaßen trokkenen Platz ausfindig zu machen, auf dem sie lagern konnten.

(Fortsetzung folgt)

„Es hat schon stärker in der Welt gebrauset"

Zum 18. Januar, der Geburtsstunde Preußens und Deutschlands / Ein Gedenkblatt

Eine doppelte Bedeutung hat der 18. Januar: seit dem Jahre 1701 ist er der Geburtstag des Königreichs Preußen und seit 1871 die Geburtsstunde des geeinten Deutschen Reiches. Die beiden Geburtstagskinder haben ein recht verschiedenes Schicksal gehabt. Das Reich hat trotz Not und Tod bei allen Erschütterungen sich immer noch seine Lebensgrundlagen erhalten und wird, so Gott will, noch seine Wiedervereinigung erleben. Preußen aber ist am 24. Februar 1947 durch einen ganz unsinnigen Akt des damaligen Kontrollrats „als Träger der Reaktion und des Militarismus" einfach ausgelöscht worden; in wenigen Minuten hatte ein großer Staat mit jahrhundertelanger organischer Entwicklung von der Landkarte zu verschwinden. Ein solches Vorgehen war ebenso ungerechtfertigt wie töricht, und es bestehen genug Anzeichen dafür, daß der Hauptteil der damaligen Urheber heute schon die ganze Unsinnigkeit seiner Handlungsweise einsieht.

Soll Preußen für immer untergegangen sein? Wir erhoffen stärkstens das Gegenteil und glauben fest an seine Auferstehung. Die alten Grenzen wird es freilich kaum mehr haben, aber die alten historischen Kernlande ostwärts der Elbe werden einmal wieder da sein. Und über den Namen werden nach allen Spielregeln der Demokratie ja wohl nicht die Bayern, Schwaben, Hessen oder sonst irgendwer zu entscheiden haben, sondern ganz allein jene, für die Preußen Geburtsland und Heimat bedeutet. Das ist nicht nur unsere Meinung, die anders Denkende vielleicht gern mit „phantastisch" abtun möchten. Kein anderer als der leider viel zu früh gestorbene unvergessene Bundestagspräsident Dr. Hermann Ehlers, der vielen als der gegebene dereinstige Nachfolger Adenauers galt, sprach darüber in unserem Sinne am 18. Januar 1953 in Berlin vor den Vereinen deutscher Studenten mit folgenden Worten:

„Wie die Geschichte auch laufen mag, wir werden auch das preußische Selbstbestimmungsrecht so ernst zu nehmen haben, daß den Menschen des Landes, das einst Preußen war, insbesondere im deutschen Osten die Entscheidung darüber ausschließlich vorbehalten bleiben muß, in welcher staatlichen Form sie leben wollen. Niemand kann ihnen diese Entscheidung abnehmen, keiner darf sie ihnen, aus welchen Gründen auch immer vorwegnehmen. Die einzigen legitimen Richter über das preußische Land um Magdeburg und in der Mark, in Pommern, Schlesien und Preußen sind die Menschen, die ein Recht auf diese Heimat haben."

Das ist klar und deutlich gesagt!

Für uns Ostpreußen ist Preußen von altersher ein ganz besonders starker und eindrucksvoller Begriff. Unser Land hat dem Gesamtstaat seinen Namen und seine ernsten, stolzen schwarzweißen Farben gegeben. Ohne Ostpreußen wäre nie ein preußisches Königstum entstanden, denn als Kurfürst von Brandenburg hätte damals Friedrich III. niemals König werden können. Das alte deutsche Staatsrecht kannte im Reichsgebiet nur einen König, der von altersher zum Kaiser gekrönt wurde. Wer daher im Bewußtsein gewachsener Stärke den Kurhut mit der funkelnden Königskrone vertauschen wollte, konnte das nur außerhalb der alten Reichsgrenzen tun. So ließ sich der Kurfürst von Sachsen in Warschau krönen, Friedrich III., als König Friedrich I., in seinem Herzogtum Preußen zu Königsberg. Aus sehr berechtigten staatspolitischen Erwägungen heraus hatte ja der Große Kurfürst das Herzogtum außerhalb der alten Reichsgrenzen gelassen. Und fast noch hundert Jahre lang nannten sich die Hohenzollern nur „König in Preußen". Die anderen deutschen Königreiche sind erst im Anfang des 19. Jahrhunderts nicht durch eigene Kraft, sondern durch die Gnade Napoleons entstanden.

Über Preußens politische Rolle zu sprechen, würde den Rahmen dieses Aufsatzes weit überschreiten. Nur an zwei geschichtliche Tatsachen sei erinnert: Preußen war jahrhundertelang mit vollem Bewußtsein das deutsche Bollwerk im Osten, und es war auch der Einiger Deutschlands. Kein anderer deutscher Staat, weder Bayern, noch Württemberg, noch Baden, noch



Friedrich I., erster König von Preußen, bei der Krönungszeremonie am 18. 1. 1701 in Königsberg.

Nach einem alten Stahlstich der Carl Mayer'schen Kunstanstalt, Nürnberg. Gezeichnet von P. C. Geissler.

In der Krönungsstadt Königsberg lebte die Erinnerung an das Jahr 1701 noch sehr lange fort. Bis zum ersten Weltkrieg war der 18. Januar ein schulfreier Tag, die Universität hatte wohl auch eine Gedächtnisfeier, und der alljährliche „Kürungsball" in der „Königshalle", bei dem auch die Zivilbeamten oft in ihren reich gestickten Uniformen zu erscheinen pflegten, erinnerte durch sein glänzendes Bild im verkleinerten Maßstabe fast ein wenig an die Berliner Hofbälle.

Hannover oder Sachsen-Weimar wäre je imstande gewesen, ein einiges Deutsches Reich zu schaffen, wovon die Besten im Lande so lange ergebnislos träumten. Das vermochte nur ein starkes Preußen mit seinem Bismarck.

Das alte Preußen war aber auch ein eminent moralischer Begriff. Vor allem war es ein Rechtsstaat strengster Auffassung; nicht umsonst trug der höchste, einen Tag vor der Königskrönung 1701 gestiftete preußische Orden die Inschrift: Suum cuique — Jedem das Seine! Sauberkeit in der Verwaltung, Sparsamkeit, schlichte Würde, Gewissenhaftigkeit im kleinen wie im großen, Pflichtbewußtsein und Gläubigkeit — das waren die oft gerühmten Kennzeichen einer Staatsführung, um die uns manches Volk scheelen Auges beneidete. Gewiß, es gab bei diesen Lichtseiten auch Schatten. Manches war schroff und kantig, und immer wird auch heute noch von Leuten, die das alte Preußen gar nicht mehr erlebt haben, ein überheblicher Kastengeist bei Beamten und Soldaten angeprangert. Vielleicht trat er manchmal mehr als nötig zutage, wenn auch kaum stärker als in manchem anderen Land, aber man soll dabei doch ja nicht das Gegenteil vergessen: zeigte sich auch nur ein leiser Fleck auf der weißen Weste oder auf dem blauen Dienstrock, so war es in Preußen mit der Laufbahn unweigerlich vorbei. Heute, wo beinahe jede Zeitung über recht peinliche Korruptionsaffären selbst in hohen Amtsstellen berichtet, mag vielfach solch altpreußischer Standpunkt als unbequem, veraltet oder gar unverständlich erscheinen. Aber es ist nicht zu leugnen, daß Staat und Bürger weit besser dabei fuhren. Bismarck hat in seiner drastischen Art einmal gesagt: „Preußen ist wie eine wollne Unterjacke, sie kratzt mitunter, aber sie hält warm."

In diesem Zusammenhang ist das Wort „Reaktion" im Gesetz des Kontrollrats besonders unverständlich: in vielen sozialen Dingen, wie in der Bauernbefreiung, in den Grundgedanken des Allgemeinen Landrechts, in den Stein-Hardenbergschen Reformen, im Deutschen Zollverein und auf so manchem anderen Gebiet war Preußen seinerzeit den anderen Staaten Europas weit voraus.

Immer wird echter Geist auch eine zerfallene Form überleben. „Der Staat Preußen mag auf dem Papier ausgelöscht sein, in der Idee wird er wohl weiter bestehen. Ein Territorium Preußen mag es nicht mehr geben, aber Menschen, die sich spezifisch als „Preußen" empfinden, dürften in Deutschland zu Millionen herumlaufen." So schrieb vor fünf Jahren sogar eine große Schweizer Zeitung, „Die Tat". Und gerade in den Heimatvertriebenen ist gottlob das stolze Bewußtsein des Preußentums vielfach noch stärker geworden gegenüber einer manchmal gleichgültigen fremden Umwelt, die nichts von Preußen weiß oder wissen will.

Gerade der 18. Januar ermahnt uns, unser Geschichtsbewußtsein nicht einschlafen zu lassen und nicht den Stolz auf unser Preußentum zu verlieren. Es ist das umso wichtiger, als manche Schulen heutzutage anscheinend nur noch geringen Wert auf Geschichtskenntnisse legen und nicht merken, daß ein geschichtsloses Volk allmählich herabsinkt, mag es ihm äußerlich auch noch gut gehen. Es müßte doch zum mindesten jedem vor Augen stehen, welche katastrophalen Folgen die blinde Zerstörung einer verantwortungsbewußten Grenzwacht im Osten gehabt hat und wie sich in unheilvoller Weise täglich immer wieder von neuem auswirkt. Manchmal scheint es, als ob die Idee davon allmählich aufdämmert. Aber wir wollen kein Dämmern, wir wollen ein klares Licht, wenn es auch noch eine Weile dauern mag. Für uns heißt es bis dahin mit unserem alten schönen Preußenlied:

„Es hat schon stärker in der Welt gebrauset.
Und was nicht wankte, war der Preußen Mut!"

Dr. W. Grosse

Die Stadt Tilsit / Ostpreußische Geschichte am Beispiel einer Stadt

Während seines Aufenthaltes in Tilsit im Sommer 1408 gab Hochmeister Ulrich von Jungingen die Anordnung, eine Schneidemühle in Tilsit zu bauen, damit das Bauholz an Ort und Stelle geschnitten werden konnte. Nach der Bauabrechnung hat sie östlich der Burganlage am Ausgang des Tilseflüßchens gestanden und wurde demnach durch Wasserkraft betrieben; Windmühlen hat man zu der Zeit noch nicht gekannt. Erbaut hat sie der aus Danzig herbeigeholte Meister Kunczen. („Item 10 mark Kunczen dem werkmeyster us der mittelmolen gegeben als her den somir obir of der Tilsyt dy syndemolen buwete.")

In jenem Sommer hat der Hochmeister auch schon den neuen Burgpfleger bestellt, Adam von der Kere, und die Zeichen seiner Amtswürde in Arbeitsauftrag gegeben („falkenschild vnnd eyn kopperyns ingesegel vor den pfleger zur Tylset".)

Wie ein fürsorglicher Hausvater sein Haus bestellt, so hat Ulrich von Jungingen bis ins einzelste alles genau überlegt und mit dem bauleitenden Meister Hannes Bolle besprochen und ihn zur Eile gemahnt. Ob er damals wohl schon geahnt hat, daß sein junges Leben bald und so tragisch auf dem Schlachtfelde von Tannenberg enden würde, getreu der Ordenssatzung: „vorziunge (Verzicht) eigenes willen, das ist gehorsam bis in den tot..."

Bevor sich der Hochmeister zur Einweihung der nach zehnjähriger Bauzeit fertiggestellten Ragniter Ordensburg aufmachte, brachte ihm die einheimische Bevölkerung nach Schalauersitte Landesprodukte als Abschiedsgeschenk. Die Frauen Leinwand, Öl und Blumen, die Männer das wertvollste, was sie besaßen: Pferde (Sweiken). Der Beschenkte revanchierte sich durch Geldgeschenke, u. a. „item 1 firding eyner frawen vor rosen" und „item 3 scot ywan des meysters jongen vor eyn par zemischer hosn", also Wildlederhosen für den schalauischen Gehilfen des Hannes Bolle. Es lag ja dem Hochmeister sehr am Herzen, die Stammbevölkerung für den Orden zu gewinnen, denn seit der Verheiratung des litauischen Großfürsten Jagaila mit der polnischen Königstochter Jadwiga (Hedwig), wodurch Litauen und Polen jetzt ein mächtiges Reich geworden waren, zeigten sich immer schwärzere Wolken am politischen Horizont.

Wegen der schlechten Landverbindung sind der Hochmeister und sein Gefolge wahrscheinlich mit den seit der Ordenszeit auf dem Memelstrom üblichen „Reisekähnen" nach Ragnit weitergereist. Übrigens gab es bei uns auf der Memel bis zuletzt die sogenannten „Kurischen Reisekähne", deren eigenartige und mittelalterlich anmutende Bauart noch aus jenenen längst vergessenen Zeiten überkommen sein könnte. — Die Fahrt auf dem damals noch vielfach gewundenen Memelstrom war zeitraubend und auch gefährlich, da sie an dem altpreußischen Heiligtum Ramowe, dem Berge Rambinas (Rombinus) vorbeiführte. Man ist deshalb wahrscheinlich durch den im Jahre 1360 von Winrich von Kniprode angelegten Kanal gefahren, der von der Tilsiter Kummabucht über die Wiesengelände in gerader Richtung auf Ragnit führt. Heute sieht man dort nur noch ein paar versandete Teiche. Bei der Gelegenheit hat Ulrich von Jungingen wohl auch das am Kanal auf dem Skalwusberge (Dorf Paskallwen) erbaute Schloß Neuhaus (nova damum in terra Schalvensi) besichtigt, an dessen Stelle vorher eine altpreußische Burg stand. Der Skalwusberg war übrigens noch bis zuletzt erhalten.

Über Ragnits Vergangenheit hat ein Chronist folgendes geschrieben: „Im Jahre Christi 1289 kam Meneko von Querfurt, der Landmeister in Schalauen, mit all seiner Macht und Rüstung, bauete auff eynem Berge an der Mymmel eyn Schloß, und hieß es zur Ehre Gottes Landeshut, darinnen setzete er Bertold Bruhawen eynen Østerreicher mit 40 Brudern und 100 Knechten daß er nicht alleyn des Schlosses innsonderheyt auch des gantzen Landes, weil diese Festung an der Littawschen Grentzen gelegen, hütten und selbiges für den steten Ausfällen der Littaw bewahren solle."

Aus dem zerstörten Landeshut war jetzt Anno 1408 die neue Ordensburg Ragnit erstanden, um die sich bereits ein von christlichen Schalauern besiedelter volkreicher Flecken scharte. Das Stadtrecht aber hat erst der Soldatenkönig im Jahre 1722 verliehen, denn man hatte, ein Kuriosum, Ragnit tatsächlich vergessen... Die neue Burg war umfangreich und von imponierender Größe und damals nächst der Marienburg die wichtigste im ganzen Ordenslande. Sie hatte übrigens schon Heißluftheizung! Die Baukosten haben nach heutiger Währung die horrende Summe von einer halben Million Mark betragen. Dem Burgkomtur unterstanden alle Memelburgen. Manchen Ragniter Komturen ist ihr Amt das Sprungbrett für eine große Karriere gewesen, sie wurden Hochmeister.

In jenen Tagen hatte man zur Weihe der Burg ein glanzvolles Fest veranstaltet, an dem mit Ulrich von Junginnen alle maßgeblichen Ordensgebieter teilgenommen haben. Es war wie ein letztes demonstratives Zurschaustellen ordensritterlicher Macht und Größe, hier an der Grenze eines feindlichen Landes.

Ulrich von Jungingen verlieh der Burg ein Banner, das auf weißem Felde drei rote Mützen zeigte. Mit ihm sind die Ragniter Ordensritter 1410 in die Schlacht bei Tannenberg gezogen und unter ihm erschlagen worden, das Banner fiel in die Hände der Feinde... Den Franziskanermönchen schenkte der Hochmeister einen Bauplatz für ihr Kloster neben der Ordensburg und den Einwohnern des Fleckens Geld.

Obwohl trotz christlicher Taufe das Volk heimlich noch immer den Göttterglauben bewahrte, hat es sich Rittern und Klerus zu einer Dankprozession zum Preise des Christengottes vereinigt, etwa so, wie sie der zeitgenössische Chronist Nicolaus von Jeroschin in seiner Reimchronik „kronike von Pruzzinlant" anschaulich beschrieben hat:

„darnach in suzim done (süßem Tone)
irhub die pfafheydt eynen sanc
vnnde richtin iren ganc
widir ken der stat wert (stadtwärts)
mit dem heylictume zart.
darumme wart ein michil dranc
(großes Gedränge)
vnnde eyn wunnirlicher clanc.
di pfafin suze sungin
die glokin lute klungin
die leigin ire leise
(die Laien ihre Lieder)
sungin die wegereyse.
(den Weg entlang)

Am Memelstrom wurde in jenen Tagen neben dem schalauisch-altpreußischen der Einheimischen meistens der niederdeutsche Dialekt gesprochen, da die Kolonisten dieser Gegend, auch die Danziger, aus Niederdeutschland stammten. Unter den Ordensrittern hatte sich die sogenannte Ordenssprache entwickelt, das Ostmitteldeutsch, hervorgegangen aus den ober- und mitteldeutschen Dialekten. Das Vaterunser der Ordenssprache lautete: „Vater vnnser, der du bist in den hymmelen, geheyligt werde deyn name. zu vnns komme deyn reich. deyn wille gescheh alsz in dem hymmel vnnd in der erden. onser teglichs brot gib vnns hewte. vnnd vergib vnns vnnser schulde, alsz wir vorgeben vnnsren schuldigeren. vnnd nicht vnnleite was zu bekorung, sunnder yrlose vnns von obel. Amen." Das Ostmitteldeutsch hat dann etwa 150 Jahre später zum Neuhochdeutsch übergeleitet, der Sprache Luthers in der Bibelübersetzung. Ex oriente lux...

Die Verteidigungslücke im Memelstromgebiet war geschlossen. Überdauert haben die Zeit jedoch nur Tilsit und Ragnit. Christmemel (oberhalb Georgenburg in Litauen), Neuhaus, Caustritten, Windenburg usw. gehören schon lange der Sage an.

Nach etwa drei Tagereisen traf Ulrich von Jungingen am Endziel seiner Reise, in Memel, ein und ließ sich hier huldigen. Zum festlichen Willkomm wurde Met getrunken.

Die Burg Memel wurde bereits 1253 von dem Hochmeister des livländischen Schwertbrüderordens, Poppo von Osterna, an der Dangemündung gegründet (Königsberg 1255). Memel ist somit die älteste ordensritterliche Siedlung in ganz Europa. **(Wird fortgesetzt.)**

Wichtig für heimatvertriebene Zonenflüchtlinge

Neuer Stichtag — Wer bis 1954 kam, erhält Leistungen aus dem LAG

Eine ausgesprochene Härte stellt für alle Zonenflüchtlinge, die zugleich Heimatvertriebene sind, die zeitlich beschränkte Berechtigung zum Empfang von Leistungen aus dem Lastenausgleich dar. Alle Heimatvertriebenen, die erst nach dem 31. Dezember 1952 aus der Zone in die Bundesrepublik flüchteten, hatten keinen Anspruch nach dem Härtefonds des LAG. Obwohl durch Heimatvertreibung und Flucht doppelt geschädigt, bekamen sie keine Starthilfe im Westen — ausgenommen die C-Ausweis-Flüchtlinge. Gegen diese außerordentliche Härte haben wir wiederholt Stellung genommen.

Endlich hat jetzt die Regierung eine Verordnung erlassen — der Bundesrat hat inzwischen zugestimmt —, wonach der Stichtag um zwei Jahre verlängert wird. Demnach können in Zu-

kunft auch jene Heimatvertriebenen, die nach einem vorübergehenden Aufenthalt in der Sowjetzone bis zum 31. Dezember 1954 in die Bundesrepublik oder nach Westberlin gekommen sind, unter ähnlichen Voraussetzungen wie die C-Ausweis-Inhaber Leistungen aus dem Härtefonds des Lastenausgleichs erhalten.

Die „Doppelflüchtlinge" haben damit einen Teilerfolg errungen, wenngleich auch vom rechtlichen und sozialen Standpunkt nicht einzusehen ist, warum der Stichtag nicht etwa bis zum 31. Dezember 1957 verlängert wurde. Auch eine weitherzigere Maßnahme hätte keine „Sogwirkung" zur Folge. Die Flucht aus der Zone gründet sich nur in den allerseltensten Fällen auf die Spekulation, hier in den Genuß von Lastenausgleichsleistungen zu kommen.

Kostenerstattung für Familienzusammenführung

Es wird erneut darauf hingewiesen, daß jeder „aus dem Vertreibungsgebiet in die Bundesrepublik Zuziehende" die mit dem Zuzug entstandenen Kosten rückerstattet erhält.

Nachstehend veröffentlichen wir den Inhalt der erlassenen Richtlinien:

Die Bundesministerien der Finanzen und des Innern haben am 21. 9. 1955 unter Az. II C/II-SK 0417-23/55; 5242 8 B-1315/55 in einem Rundschreiben die Richtlinien über die Verrechnungsfähigkeit der Kosten der Rückführung von Deutschen aus dem Ausland bekanntgegeben. Im Sinne dieses Rundschreibens sind folgende Aufwendungen als Rückführungskosten verrechnungsfähig:

1. Die Transportkosten, also Reise- und Güterbeförderungskosten. Zu den Reisekosten gehören Aufwendungen für Unterkunft und Verpflegung sowie für ärztliche Betreuung während der Reise. Güterbeförderungskosten sind die notwendigen Kosten für sachgemäße Beförderung des Umzugsgutes (Lagergelder und Zollgebühren), wobei das Umzugsgut in der Regel einen Laderaum bis zu einem Waggon nicht überschreiten soll.

2. Sonstige mit der Rückführung zusammenhängende Kosten, Gebühren, die mit der Antragstellung von Behörden des gegenwärtigen Aufenthaltslandes zur Erlangung des Ausreisevisums und der Entlassung aus dem Staatsverband verlangt werden und Gebühren für Durchreisesichtvermerke. Ferner besondere Zahlungen, deren Entrichtung zur Bedingung für die Erteilung der Ausreisegenehmigung gemacht werden.

Die Anträge sind auf einem vorgesehenen Formblatt beim Flüchtlingsamt zu stellen.

40 000 Deutsche wollen noch aussiedeln

Göttingen. Die Zukunft der Familienzusammenführung sei gegenwärtig völlig ungewiß, erklärte Bundesvertriebenenminister Prof. Dr. Oberländer bei einer Pressekonferenz im Grenzdurchgangslager Friedland, bei der anläßlich einer Vorstands- und Beiratssitzung der „Friedlandhilfe" auch der DRK-Präsident Dr. Weitz und der katholische Flüchtlingsbischof Janssen zugegen waren. Es bestehe die Möglichkeit, daß die Aussiedler nicht mehr in geschlossenen Transporten nach Friedland geschickt würden, sondern als Einzelreisende in die Bundesrepublik kämen. Oberländer sagte, man hoffe in Bonn, daß die Aussiedlungsaktion weitergehe, denn es gebe noch mindestens 40 000 Deutsche in den Oder-Neiße-Gebieten, die in die Bundesrepublik reisen wollten.

Ebenso hoffe man, daß die Repatriierung Deutscher aus der Sowjetunion in verstärktem Rahmen fortgesetzt werde. Die Aktion solle Ende 1959 beendet sein. Bisher kämen monatlich 300 bis 500 Rückkehrer aus Rußland. Diese Zahl müsse sich mindestens verdreifachen. Vor Weihnachten sollen die Bundesbürger zu Spenden für die „Friedlandhilfe" aufgerufen werden.

Bausparen und Lastenausgleich

Der Kontrollausschuß des Bundesausgleichsamtes hat im Zuge seiner Eigentumsmaßnahmen unlängst eine Erweiterung der Hauptentschädigungsweisung (HE-Weisung) beschlossen. Sie ist für alle Geschädigten von Bedeutung, die durch den Abschluß eines Bausparvertrages die Wiederbeschaffung einer familiengerechten Wohnung schon tatkräftig in die Wege geleitet haben. In Zukunft wird es auf Antrag möglich sein, einen Teilbetrag von insgesamt 2400 DM der zustehenden Hauptentschädigung, für die allerdings ein Feststellungsbescheid oder Teilbescheid vorliegen muß, auf einen Bausparvertrag einzahlen zu lassen. Diese Einzahlung erfolgt in Jahresraten von höchstens 800 DM.

Da zunächst Geschädigte, die bereits eigene Sparleistungen erbracht haben, gefördert werden sollen, ist für die Einzahlung von HE-Beträgen auf einen Bausparvertrag Voraussetzung: 1. Der Bausparvertrag muß vor dem 1. Januar 1958 oder mindestens 18 Monate vor Antragstellung abgeschlossen worden sein (in einzelnen Pressemeldungen war statt „oder" die Rede von „und"); 2. der HE-Erfüllungsberechtigte muß selbst schon mindestens 25 Prozent der Bausparsumme, die den Betrag des anzusammelnden Sparguthabens und des Bauspardarlehens umfaßt, angespart haben.

Eine weitere Voraussetzung für die Durchführung des Verfahrens ist, daß die Bausparkasse, bei der der Geschädigte spart, sich durch Erwerb von Schuldverschreibungen des LA-Fonds an der Vorfinanzierung des Lastenausgleichs beteiligt.

Die praktische Handhabung des vom Kontrollausschuß beschlossenen neuen Verfahrens, für das nähere Ausführungsbestimmungen gegenwärtig noch ausstehen, soll so erfolgen, daß die Erfüllungsbeträge unmittelbar an die Bausparkasse, bei der der Geschädigte seinen Vertrag führt, zur Gutschrift auf dessen Konto geleistet werden.

Da die hier dargestellte Erweiterung der HE-Weisung im Interesse einer verstärkten Eigentumsbildung der Geschädigten erfolgte, ist bestimmt, daß „die Bausparsumme für einen der im Abschnitt 92 Abs. 2 der Einkommensteuerrichtlinien aufgeführten Zwecke zur Eigentumsbildung zu verwenden" ist. Es handelt sich hierbei in erster Linie um den Bau oder Erwerb eines Eigenheims oder den Erwerb einer Eigentumswohnung.

Gräber in den Oder-Neiße-Gebieten

Von dem Büro zur Pflege der Gräber von Ausländern in Warschau, dem sämtliche Friedhöfe in Polen unterstehen, wird mitgeteilt, daß sämtliche Gräber, die 20 Jahre nach dem letzten Bestattungstage an bereits bestehen, aufgehoben werden können, wenn nicht die Gebühren bezahlt und die Gräber gepflegt werden. Auskunft erteilt: Gräberfürsorge für das In- und Ausland, Inhaber L. Kozminski und W. Haarkötter, München 13, Farinellistraße 25, Telefon 37 38 14.

Eltern suchen ihre Kinder

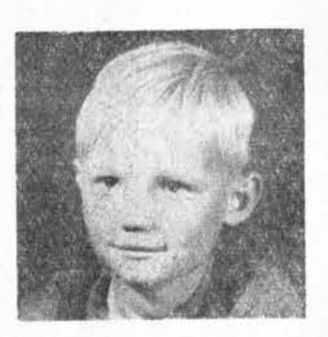
Tausende ostpreußische Eltern und Angehörige suchen noch immer ihre Kinder, die seit der Vertreibung aus der Heimat verschollen sind. Wer Auskunft geben kann, schreibe bitte sofort an den Kindersuchdienst Hambug-Osdorf, Blomkamp 51, unter Angabe von Namen, Vornamen, Geburtsdatum und Ort des Kindes sowie die gleichen Angaben der Angehörigen und ihre Heimatanschrift von 1939. Landsleute, helft mit, das Schicksal der Vermißten aufzuklären.

Aus **Sutzen,** Krs. Gerdauen/Ostpr., wird Erika Coehn, geb. 23. 5. 1943, gesucht von ihrem Vater Erwin Coehn, geb. 13. 9. 1908 in Königsberg/Ostpr., Heimatanschrift: Königsberg, Claaß-Straße 23 a. Erika Coehn befand sich gemeinsam mit ihrer Großmutter, Frau Hundsdörfer, auf der Flucht und wurde am 4. 4. 1945 in Danzig im Luftschutzkeller der Feuersozietät gesehen.

Aus **Reuschenfeld,** Krs. Gerdauen, wird Klaus Czymai, geb. 20. 9. 1939, gesucht. Er soll auf der Flucht mit seiner Mutter zusammen gewesen sein, die wahrscheinlich erschossen wurde.

Aus **Tapiau,** Bergstraße 2, wird Lothar Dehn, geb. 27. 6. 1936, gesucht von seiner Mutter, Frau Helene Dehn, geb. 22. 6. 1915. Lothar Dehn befand sich zuletzt in Tapiau, Bergstraße 2, bei Frau Auguste Wolff. Frau Wolff, die von Tapiau nach Neuendorf bei Tapiau verzog, ist dort 1947 verstorben.

In **Großgarten,** Krs. Angerburg/Ostpr., lebten die Geschwister Dekarz. Sie sollen sich bis Oktober 1945 anscheinend in Bewernick, Krs. Heilsberg, aufgehalten haben. Ihre Personalien lauten: Hans Dekarz, geb. 22. 9. 1939, Gerda Dekarz, geb. 16. 6. 1941, Manfred Dekarz, geb. 13. 5. 1935, und Sieglinde Dekarz, geb. 3. 10. 1936.



Name: unbekannt
Vorname: Heinz
Geb.: etwa 1943
Augen: graubraun
Haar: strohblond

Der Junge befand sich 1945 in einem Kindertransport, der aus Pillau gekommen sein soll. Es wird sich mit großer Wahrscheinlichkeit um ein Kind aus Ostpreußen handeln, welches während der Flucht die Eltern verloren hat und diesem Transport angeschlossen wurde.

02068

Aus **Groß-Schenkendorf,** Post Argenbrück, Krs. Tilsit-Ragnit, werden die Geschwister Fischer Heinz, geb. 8. 12. 1934, Siegfried, geb. 2. 7. 1936 und Gisela, geb. 25. 7. 1938, gesucht von ihrer Mutter Gertrud Fischer, geb. Tobinus, geb. 11. 9. 1910. Die Geschwister Fischer wurden im März 1945 in Bullenwinkel Krs. Kolberg/Pommern, von der Mutter getrennt.

Aus **Erdmannsruh,** Krs. Insterburg/Ostpr., werden Hilde Karpau, geb. 8. 7. 1934, und Emil Rudolf Karpau, geb. 2. 3. 1942, gesucht von der Schwester Erna Karpau, geb. 18. 6. 1927. Die Mutter der gesuchten Geschwister Karpau, Frau Meta Auguste Karpau, geb. Zander, geb. 18. 8. 1902 in Gerdauen, Krs. Elchniederung, wird ebenfalls noch vremißt. Hilde und Emil Rudolf sollen mit der Mutter zuletzt im März 1945 in Kilau/Gotenhafen, Westpreußen, gesehen worden sein.

Aus **Braunsberg/Ostpr.,** werden Dietrich Kirstein, geb. 1941, und Manfred Kirstein, geb. 1942, gesucht. Sie haben mit ihrer Mutter, Hedwig Kirstein, in Braunsberg/Ostpr., am Bahnhof, gewohnt.

Aus **Voigtsdorf,** Krs. Heiligenbeil/Ostpr., wird Bruno Klink, geb. 31. 3. 1936, gesucht von seiner Mutter Maria Klink, geb. Klink. Bruno Klink befand sich im März 1945 im Seebad Horst, Krs. Greifenberg/Pommern und ist von dort mit einem Feldlazarett nach Westen gebracht worden.

Aus **Gnadenheim,** Krs. Goldap, wird Hans Dieter Krebstakies, geb. 6. 9. 1936, gesucht von seiner Mutter, Erika Krebstakies, Hans Dieter Krebstakies hat sich bis zum 4. Mai 1956 in Hamburg-Moorburg, Moorburger Elbdeich 245, bei Westfalen, aufgehalten. Seit dieser Zeit ist er unbekannten Aufenthaltes.

Aus **Wildwiese,** Krs. Elchniederung/Ostpr., wird Klaus Kröhnert, geb. 21. 3. 1943, gesucht. Der Knabe kam nach dem Tode seiner Mutter zu einer Frau Stuhlemmer, wleche ihn dann in einem Kinderheim abgegeben haben soll.

Aus **Soffen,** Krs. Lyck/Ostpr., wird Hildegard Naporra, geb. 4. 4. 1941, gesucht von ihrer Halbschwester Renate Schmiegel, geb. 12. 12. 1933. Hildegard Naporra befand sich im November 1945 in Kronskamp bei Laage/Mecklenburg. Sie wurde in Kronskamp in die Sammelstelle und von dort aus sicherlich einem Kinderheim oder Pflegeeltern übergeben.

Aus **Andersgrund,** Krs. Ebenrode/Ostpr., werden die Geschwister Prange, Rudi, geb. 29. 1. 1940 in Andersgrund, und Herbert, geb. 26. 3. 1942 in Andersgrund, gesucht von ihrem Vater, Albert Prange, geb. 25. 3. 1911. Die Mutter, Erna Prange, wird ebenfalls noch gesucht. Die Gesuchten sollen sich zuletzt in Jlmsdorf, Krs. Gerdauen/Ostpr., aufgehalten haben.

Aus **Luisenthal 2 b,** Krs. Insterburg, wird Renate Reuter, geb. 18. 10. 1939 in Königsberg, gesucht von ihrer Mutter, Charlotte Reuter, geb. Hoffmann, geb. 6. 11. 1903 in Königsberg. 1945 kam Renate mit ihrer Großmutter, Frau Anna Hoffmann, nach dem Gut Kilgis b. Kreuzburg, Krs. Pr. Eylau. Seitdem fehlt jede Spur von Renate.

Aus **Julienbruch,** Krs. Labiau/Ostpr., wird Ursula Sziburies, geb. 28. 9. 1938, gesucht von ihrer Tante, Frau Martha Sziburies. 1945 ist Ursula Sziburies mit ihrer Mbtter nach Litauen gegangen. Seitdem fehlt jede Spur von der Gesuchten.

Aus **Wiedenau,** Krs. Gerdauen/Ostpr., werden die Brüder Schemmerling, Fredi, geb. 18. 12. 1938, und Arno, geb. 2. 2. 1940, gesucht von ihrer Mutter Ella Grün, verw. Schemmerling, geb. Rieder. Die Brüder Schemmerling sollen 1948 von Mulden, Krs. Gerdauen, aus nach Litauen gegangen sein. Seit dieser Zeit fehlt jede Nachricht von ihnen.

Gesucht wird Heinz Georg Schöhl, geb. 5. 12. 1941. Der Knabe stammt aus **Braunsberg** und war im Februar 1945 mit dem Großvater in Pillau. Nach dem Tod des Großvaters wurde der Junge nach Danzig gebracht und von dort aus weiterbefördert. Er nannte sich selbst „Heinz" oder „Heini" und hat braune Augen, weißblondes glattes Haar.

Aus **Frauendorf,** Krs. Heilsberg/Ostpr., wird Günter Steinke, geb. 26. 4. 1938, gesucht von seiner Mutter, Erna Steinke geb. Ruhnau, geb. 29. 11. 1916 Günter Steinke kam im Februar 1945 ins Krankenhaus Henkenhagen, Krs. Kolberg/Pommern.

Aus **Angerapp/Ostpr.,** werden Frau Gertrud Straube und deren Ehemann gesucht. Die Familie hatte die Kinder Leonhard Straube, geb. 1941, und Monika Straube, geb. 1943.

Aus **Klein-Körpen,** Kreis Braunsberg, werden Reinhard Woelk, geb. 13. 10. 1940, und Heinz Woelk, geb. 28. 2. 1942, gesucht von ihrer Tante Anna Krause, geb. Stobinski, geb. 23. 1. 1903 in Wusen, Kreis Braunsberg. Die Eltern der Kinder Fritz Woelk und Frau Maria Woelk geb. Stobinski, geb. 3. 5. 1907, werden ebenfalls noch gesucht.

Aus **Braunsberg/Ostpr.,** Lindenstraße, wird Renate Warsow, geb. 18. 4. 1944 in Wormditt, gesucht von ihrer Mutter Irmgard Drews, geb. Warsow, geb. am 31. 1. 1924 in Wormditt. Renate Warsow befand sich bei Frau Erika Hanki, geb. Borowski in Braunsberg/Ostpr., Lindenstraße, in Pflege und wurde wenige Tage vor der Flucht im Januar oder Februar 1945 dem Kindergarten in Braunsberg, Kreuzstraße, zur weiteren Betreuung übergeben. Wer war seinerzeit im Kindergarten Braunsberg, Kreuzstraße, tätig und kann über den Verbleib des Kindes Auskunft geben?

Aus **Preußenhof,** Post Weidenau, Kreis Tilsit-Ragnit, wird Reinhold Naujoks, geboren im September 1943, gesucht von seiner Tante Hedwig Kallnischkies. Reinhold Naujoks war mit seiner Mutter, Ella Naujoks geborene Böttcher, 1945 in Friedrichstein, Kreis Samland. Die Mutter wird ebenfalls noch gesucht. Reinhold Naujoks wurde zu Hause „Bubi" genannt.

Aus **Rauschen,** Kreis Samland, wird Klaus-Dieter Gombsen, geboren am 22. Juli 1941, gesucht von seinem Vater Werner Gombsen. Der Knabe hat sich zuletzt in Rauschen, Kreis Samland, aufgehalten. 1947 soll er in das Krankenhaus der Barmherzigkeit in Königsberg eingeliefert worden sein. Man vermutet, daß er mit einem Transport nach Mittel- oder Westdeutschland gekommen ist. Der Knabe hat hellblaue Augen, hellblondes Haar und eine kleine Narbe an der Oberlippe links. Vielleicht hat er von seinem Hund erzählt, der „Zorn" genannt wurde.

Aus dem Krankenhaus in **Rauschen-Düne,** Krs. Samland, wird Hans-Edmund Braun, geboren am 30. November 1944 in Pillau, gesucht von seiner Mutter Gertrud Eggert, geboren am 22. Mai 1914. Vermutlich kam Hans-Edmund Braun mit einem Transport nach Mecklenburg. Welche Schwester aus dem Krankenhaus Rauschen-Düne könnte über das Schicksal des Jungen Auskunft geben?

Aus **Sangnitten,** Kreis Preuß. Eylau, wird Horst Neumann, geboren am 23. Juli 1935, gesucht von seiner Mutter Betty Neumann, geboren am 17. Juni 1913. Horst Neumann wurde am 3. Februar 1945 auf dem Bahnhof Sangnitten verwundet und von einem deutschen Wehrmachtsfahrzeug zum Hauptverbandsplatz Lichtenfeld, Krs. Heiligenbeil, gebracht. Von dort wurde Horst Neumann dann in das Krankenhaus Heiligenbeil/Ostpreußen eingewiesen.

Aus **Spirgsten,** Kreis Lötzen, wird Heidelore Kutzek, geboren am 16. Juli 1940, gesucht von ihrer Mutter Hildegard Kutzek, geboren am 29. Dezember 1918. Heidelore Kutzek ging am 21. Februar 1945 während der Flucht bei Kampfhandlungen verloren. Sie trug am Verlusttage einen blauen und einen weißen Mantel mit einem Pelzkragen, einen blauen Faltenrock, weiße Strümpfe und braune Schuhe.

Aus **Transsau,** Kreis Samland, wird Christa Hildebrandt, geboren am 19. August 1937, gesucht von ihrem Vater Wilhelm Hildebrandt, geboren am 3. Juni 1902. Christa Hildebrandt befand sich zuletzt im Waisenhaus in Pobethen. Am 27. Oktober 1947 soll sie von dort zu Pflegeeltern nach Seltz/Pommern gekommen sein.



Name: Schnuppe
Vorname: Frank
Geb.: 20. 4. 44
Augen: dunkelblau
Haar: dunkelblond

Frank kam im Dezember 1947 mit einem Flüchtlingstransport aus Ostpreußen. Über den Heimatort sowie über die Angehörigen ist nichts bekannt.

0747

Aus **Wartenburg,** Kreis Allenstein, Widmühlenweg 10, wird Reinhard Rebuschat, geboren am 17. September 1936, gesucht von seinem Vater Robert Rebuschat, geboren am 12. November 1896. Reinhard Rebuschat wurde am 26. Januar 1945 durch die Explosion eines Minenlagers in Pillau von seinen Eltern getrennt.

Aus **Zimmerbude,** Kreis Samland, werden die Geschwister Reinhard Fischer, geboren am 28. März 1944, und Margitta Fischer, geboren am 19. April 1943, gesucht von ihrer Mutter Lieselotte Fischer geborene Lange, geboren am 12. September 1916 in Preußisch Eylau. Die Kinder wurden in Zimmerbude von ihrer Mutter getrennt. Auf der Ortsgruppe in Zimmerbude wurden die Geschwister im April 1945 einer älteren Frau übergeben. Wer war die unbekannte Frau, die sich der Kinder Fischer annahm?

Aus **Wiesenaue,** Kreis Schloßberg, werden die Geschwister Erika Glaser oder Heinrich, geboren am 27. November 1939, Rosemarie Glaser oder Heinrich, geboren am 27. März 1941, und Werner Glaser oder Heinrich, geboren am 6. Dezember 1943, von Irene Dubbick geborene Leist, geboren am 18. Oktober 1919 in Berlin. Die letzte Nachricht der Geschwister Glaser oder Heinrich war vom Januar 1945 aus Stallupönen/Ostpr.

Aus Wuslack, Kreis Heilsberg, Frau Hildegard Lieske oder Frieske in einem **besonderen Nachforschungsfall.**

Königsberger Neue Zeitung

EINZIGE HEIMATZEITUNG ALLER KÖNIGSBERGER

Nummer 1 Ausgabe B der Ostpreußen-Warte Januar 1959

Ferdinand Gregorovius - einer der Unseren!

Eine Betrachtung von Dr. Walter Schlusnus

„Er ist einer der Unsern!" So rühmte die italienische Gelehrtenwelt Persönlichkeit und Werk des Historikers Ferdinand Gregorovius aus Neidenburg. Diesen Paß hatte der Ostpreuße schon in der Tasche, als er nach Bayern, nach München kam. Er kam nicht direkt aus seiner Vaterstadt Neidenburg oder aus Königsberg, der Stadt‚seliger' Studentenjahre, in das südliche Zentrum Deutschlands — er kam aus Rom Hier war ihm der Lorbeer bereits gewunden, als er sich im Juli 1874 endgültig entschließt, von Rom nach München überzusiedeln, nachdem er seit dem 2. Oktober 1852 zweiundzwanzig Jahre lang eine ‚Mission' in der ‚Ewigen Stadt' erfüllt hatte, von der er sagt, daß es ‚keinen Ort in der Welt' gäbe, ‚der so demütigte als Rom, wenn man längere Zeit dort gelebt'. Schon am 13. Juli 1872 hatte das Munizipium, der Gemeinderat, der Stadt Rom einstimmig den Antrag des Marchese Francesco Viteleschi angenommen, die italienische Ausgabe der achtbändigen „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" von Gregorovius in Obhut zu nehmen, und dadurch die Erhebung des Verfassers zum Ehrenbürger vorbereitet.

So hart der Kampf des Ostpreußen in der glückverheißenden Via Felice (Glücks-Straße) in Rom begonnen hatte, Gregorovius ist jetzt kein Unbekannter mehr. Zum ersten Male hatte er Deutschland nach achtjähriger Abwesenheit im Jahre 1860 wiedergesehen. München war auf dem „Schwalbenflug", der bis hoch hinauf nach Nordenburg nördlich des Mauersees führte, nicht berührt worden. Aber seit dieser Reise verging kaum ein Sommer, ohne daß Gregorovius dem vernehmlicheren Ruf der deutschen Heimat Folge leistete. So wohnte er 1862 in Augsburg einer Beerdigung bei, deren Eindruck ihn tief rührte: „diese Feier ist seelenvoll Die deutschen Kirchhöfe und die deutschen Kinder sind es, welche am schönsten die unendliche Seelengüte unseres Volkes offenbaren".

Er weiß, daß er seine Aufgabe nur von Rom aus vollenden kann, und er liebt die Unabhängigkeit, und deshalb hat er den ehrenvollen Antrag König Max II., als Universitätslehrer nach München zu kommen, nicht angenommen, wie er ein ähnliches fürstliches Angebot von Weimar schon früher abgelehnt hatte. Die Geschichte Roms ist auch schon mit zwei Bänden auf dem Wege in die Welt, und mit ihr und seinen berühmten Reiseschilderungen hat Gregorovius sich internationale Anerkennung errungen. Er hat bewiesen, daß seine „Königsberger allabtrotzende Nördlichkeit auch im Süden praktisch zu verwenden sei". Graf Schack hat jedoch die Verbindung zwischen München und Rom aufrecht erhalten Schon 1865 wird Gregorovius von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden. 1871 zum auswärtigen Mitglied ernannt Seit 1867 ist auch der direkte Eisenbahnweg über den Brenner von Rom nach München fertiggestellt, und als Gregorovius 1872 sein römisches Geschichtswerk beendet hat, findet er in Traunstein/Bayern eine dauernde Erholungsstätte,

Der Abschied von Rom fällt Gregorovius so schwer, wie das römische Werk seiner siebzehn Jahre dauernden mühevollen Arbeit wiegt. Aber er tut es im Bewußtsein, den „größten Abschnitt" seines Lebens vollendet zu haben, als er aus der seit 1860 bewohnten Via Gregoriana auszieht, jener Straße, deren Namen seinem eigenen so ähnlich ist, daß dies wie eine Vorbestimmung aussieht, deren Zeichen er nun erfüllt hat. Er will in Rom nicht altern, sich hier nicht selbst überleben.

Gregorovius war also in München wohl bekannt, als er 1874 in der Barerstraße seinen Wohnsitz aufschlägt. Sein Bruder Julius, der zu gleicher Zeit mit 55 Jahren als Oberst seinen Abschied nimmt, und die Halbschwester Ottilie, die nach kurzer Ehe mit Dr. Elgnowski verwitwet in Insterburg lebt, ziehen ebenfalls nach München, und die Geschwister führen in der gleichen Wohnung einen gemeinsamen Haushalt Der Neffe Hermann Elgnowski besucht hier das Gymnasium. Dieser häusliche Kreis war nun die dritte Heimat des ostpreußischen Geschichtsschreibers geworden Ein „Hauch der Künste Italiens" fing sich im Salon des behaglichen Heime . Es scheint auch kein Zufall zu sein, daß im gleichen Jahre der Bau der alten Schack-Galerie Briennerstraße 19, der von Gregorovius angeregten Kunstsammlung, vollendet wird. Ein Jahr darauf ernennt die Bayerische Akademie der Wissenschaften Gregorovius zum ordentlichen Mitglied. An ihrem geistigen Leben, ihren Veranstaltungen und Sitzungen nimmt er regelmäßig teil. Viele seiner gehaltenen Vorträge wurden in den Sitzungsberichten der Akademie veröffentlicht. Aber trotz aller Lichtseiten, die das neue München bot, kam Gregorovius, der die kosmopolitische Erhabenheit Roms gewohnt war, das bürgerliche Leben Münchens engherzig vor. Großen Gesellschaften ging er, seit 1876 durch die Ehrenbürgerschaft Roms ausgezeichnet, bescheiden aus dem Wege und begrenzte seinen Umgang auf einen kleinen Kreis von Freunden, unter denen ihm vor allem Paul Heyse, Döllinger und Schack teuer waren. Jedes Jahr, ehe der Frühling über die nahen Alpen kam, **zog es ihn nach der Stätte seines Ruhmes,** nach Rom, und jeden Sommer weilte er in Traunstein.

Seine Studien der ersten Münchener Zeit nennt Gregorovius selbst ein „mare ingens et immense" — ein ungeheures, unermeßliches Meer Er wandte sich nun auch der deutschen Geschichte zu. So plant er z. B. eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, ein vaterländisches Volksbuch, regt die Herausgabe eines großen Nationalwerks „Bibliothek deutscher Geschichte und Kultur", das nicht nur Österreich, sondern auch die Geschichte der Siebenbürger Sachsen umfassen soll. Vielleicht verdanken die Ostpreußen auch seiner Anregung die von seinem Bruder Julius erarbeitete Geschichte Neidenburgs. Aber die meisten seiner Pläne bleiben im Stadium der Vorarbeiten stecken, nur Teilfrüchte reifen heran. Von ihnen seien genannt: die ausgezeichnete lebensgeschichltiche Studie „Die Brüder von Humboldt" im Zusammenhang mit der Herausgabe der „Briefe Alexanders von Humboldt an seinen Bruder Wilhelm" und eine kleine Arbeit zur bayerischen Geschichte „Die beiden Crivelli, Residenten der Herzöge und Kurfürsten von Bayern in Rom von 1607 bis 1659".

Alle Münchner Arbeiten werden unterbrochen, als Gregorovius aufs neue von der Sehnsucht nach den alten klassischen Kulturländern Italien und Griechenland gepackt wird. Schon auf seinen Reisen nach Süditalien 1874 und 1875 fühlte er sich in Tarent wie auf einem Sprungbrett nach Hellas hinüber Und so werden seine Reisen in den Frühjahren 1880 und 1882 nach Griechenland und weiter in den Orient Grundlage für die folgende, in zehn Jahren in München, seit 1883 in der Heßstraße 8a geleistete Arbeit an seinem zweiten großen Werk, der „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter", die 1889 bei Cotta erscheint. Al die deutsche Kaisertochter Sophie sich am 27. Oktober 1889 mit dem griechischen Kronprinzen Konstantin vermählte, lag für das griechische Volk ein Geschenk bereit, das später von dem griechischen Historiker Spyridon Lambros in die Sprache seiner Heimat übertragen wurde. Die Atmosphäre Münchens dürfte die Arbeit begünstigt haben, war doch Bayern seit Ludwig I. die Hauptstütze des deutschen Philhellenismus gewesen.

Die begleitenden Arbeiten während des Schaffens an der Geschichte Athens bringen Gregorovius wieder ganz in sein Element der Landschafts- und kulturgeschichtlichen Schilderung, und so reißt auch die Kette seiner Reisen nicht ab: Süditalien und Sizilien, aber auch Österreich, Deutschland, Dänemark, die Niederlande und Frankreich. Sein geistiger Freundeskreis schließt eine ganze Reihe namhafter Männer ein: Giesebrecht, Hettner, Lübke, Riehl, Schliemann. Noch einmal bietet sich dem ostpreußischen Geschichtsschreiber Roms und Athens Gelegenheit, bei der Festrede am 15. November 1890 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, als der große Weltenwanderer Zeugnis von seiner Betrachtung der Weltgeschichte abzulegen: „Die großen Monarchien oder die Weltreiche der Geschichte" Der tiefe Eindruck, den dieser großzügige, geistreiche Überblick über die Kulturgeschichte der Menschheit hinterließ, war nicht nur durch die Summe der geschichtlichen Kenntnisse, sondern auch durch „monumentale Auffassung, epigrammatische Kürze und lapidare Sprache" erzeugt. Der Glanz eines letzten Abgesanges ruht auf dieser Festrede, und es gelingt dem Ehrenbürger Roms nicht, seinen 70. Geburtstag am 19. Januar 1891 unbemerkt von der Öffentlichkeit vorübergehen zu lassen. Die Glückwünsche überschütten ihn.

Aber im Gregorovius-Hause ist Frau Sorge eingekehrt: Der Bruder Julius ringt in schwerer Krankheit um das Leben, so daß Ferdinand seine alljährliche Romfahrt vom Frühling auf den Herbst verschiebt. Da erkrankte er selbst, und schon, ehe der Herbst, ja der Sommer kam, ereilte ihn am 1. Mai nach Sonnenuntergang der Tod — Er hat das Rom seines Ruhmes nicht mehr wiedergesehen, aber die Türme Neidenburgs, die ihn nach Rom gelenkt haben, mögen ihm unter den Schatten des Todes noch näher gewesen sein als wie dereinst in Rom im schimmernden Lichtschirm seiner Schreibtischlampe, den mit der Silhouette Neidenburgs ihm die Freundin aus der Heimat gesandt hatte. Jetzt im Tode erreichte ihn ein anderes heimatliches Sinnbild: Professor Karl Heinrich hatte dem Freund nach München aus der Stadt, die wie kein anderer Ort in der Welt — nach Gregorovius' Worten — „so hochmütig machte als Königsberg in Preußen, lieblichen Angedenkens", — aus Königsberg seine Lieblingsblumen gesandt: goldgelbe Himmelschlüsselchen. Sie hatten den Weg zu dem Sterbenden als letzten Heimatgruß gefunden. Seine Finger umschlossen sie, als er für immer die Feder aus der Hand legen mußte.

Der Telegraf aber meldete an den Sindaco (Bürgermeister) von Rom, den Wunsch des Toten erfüllend: è morto Ferdinando Gregorovius, cittadino Romano (Ferdinand Gregorovius, Römischer Bürger, ist gestorben), und der Bruder der befreundeten Donna Ersilia nahm die Todesbotschaft entgegen. Im Nekrolog, den die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Turin Gregorovius widmete, finden sich die Worte: „... e diede carne e sangue alle ossa dei morti, e lore infuse nuovamente la vita" — und er verlieh den Gebeinen der Toten Fleisch und Blut und flößte ihnen von neuem Leben ein.

Seine Asche ruht in der Erde des Schloßberges von Neidenburg. — È uno dei nostri. Er ist einer von uns!

Bessel und Königsberg

Ein Blatt der Erinnerung an den großen Astronomen

Wenn wir heute wissen, daß die Erde am Äquator einen Durchmesser von 12 756 Kilometer hat und der Umfang des Äquators 40 076 Kilometer beträgt, so verdanken wir diese Zahlen den 1831—34 ausgeführten geodätischen und geophysikalischen Arbeiten des großen Astronomen Friedrich Wilhelm Bessel, der in Königsberg am 12. November 1813 seine ersten Beobachtungen anstellte. 1826 lieferte ihm Frauenhofer in München das erste deutsche große Heliometer, und mit diesem bestimmte Bessel die Parallaxe des Sternes 61 Cygni und fand seinen Standpunkt gegenüber anderen Sternen um 5 Sekunden im Jahre verändert. Daraus berechnete er die Entfernung dieses Sternes von der Erde mit 11,1 Lichtjahren. Durch diese zuverlässigste Methode der Fixsternparallaxe bestätigte er endgültig das Weltbild des anderen großen preußischen Astronomen, des Kopernikus.

Bessel war zwar kein gebürtiger Ostpreuße, sondern am 22. Juli 1784 in Minden geboren, aber Königsberg darf stolz sein, daß er sein Leben lang in Königsberg gelehrt hat. Er war zuerst Kaufmann in Bremen, beschäftigte sich privatim mit Mathematik und Astronomie, gab 1806 die kaufmännische Laufbahn auf und wurde Inspektor einer Privatsternwarte bei Bremen. Er zog dort die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich, so daß für den erst Siebenundzwanzigjährigen eigens die Königsberger Sternwarte gebaut wurde.

Dies geschah auf den Vorschlag des bedeutenden Königsbergers Heinrich Ludwig Nicolovius und auf das Betreiben Wilhelm v. Humboldts, der damals als Geh. Staatsrat im Ministerium des Innern die Sektion für Kultus und Unterricht leitete, 1809 im Saturgusschen Hause gewohnt hatte und also die Königsberger Verhältnisse aus eigener Anschauung gut kannte. Er wußte, daß es die geistige Haltung ist, die den Wert des Staates bestimmt.

Zuerst sollte das Königsberger Observatorium auf dem Schloßturm, dann auf dem Bibliotheksgebäude in der Neuen Sorge errichtet werden, doch dann wurde es von 1811—13 auf dem „Windmühlenberge", einer Bastion des Butterberges der Wälle von 1626 vom Baudirektor Valerian Müller erbaut. Hier hatte einst der Galgen und dann eine Windmühle gestanden; nach ihr hieß der jetzige Besselplatz einst Windmühlenplatz.

Bessel kam 1810 nach Königsberg. Auf seiner Hinreise besuchte er Gauß. Dieser große Mathematiker sagte zu ihm: „Sie sind nun Professor in Königsberg. Wissen Sie, was das heißt? In Königsberg sind sehr tüchtige Leute, nehmen Sie sich zusammen!"

Über die Grundsteinlegung der Sternwarte erzählt der alte Kriegsrat Scheffner, der Freund Hippels und Kants in seinem Buch „Mein Leben":

„Vorgestern (24. Mai 1811) war ich eingeladen, auch eine Kelle Kalk auf den Grundstein der in der Nähe des Botanischen Gartens zu erbauenden Sternwarte zu werfen. In die ihm beigesellte Kapsel war außer einer kurzen Notiz über den jetzigen Wissenschaftsstand in Königsberg auch folgendes Verslein von mir gesteckt:

Zur Zeit, da jeder Stand- und Meßpunkt auf der Erde
Verrückt war, da sprach unser Friederich,
Der Recht und Wahrheit liebt,: 'Es werde
Die Sternwart' hier gebaut, damit der Preuße sich
Am Himmel in das Laufen aller Sterne,
Ohn' sich zu irren, finden lerne.
Denn so lang' Bessels hier den Horizont beschauen,
Kann man ganz dreust den Sternen trauen."

Der Bau blieb in der Tat nicht unbemerkt. Dem Welteroberer Napoleon fiel er 1812 unangenehm auf: „Hat der König von Preußen so viel Geld übrig, daß er an solche Sachen denken kann?" soll er gesagt haben.

Diese Sternwarte also war die Arbeitsstätte Bessels. Er wohnte in dem kleinen villenähnlichen Häuschen links vom Eingange; dies blieb auch weiterhin Direktorwohnung bis zur Vernichtung der Stadt durch englische Phosphorbomben am 29./30. August 1944.

Bessel war so völlig zum Königsberger geworden, daß er sogar den höchst ehrenvollen Ruf an die Berliner Sternwarte ablehnte. Und mitten aus seiner Lehrtätigkeit an unserer Stadt holte ihn am 17 März 1846 die Cholera. Die Leichenträger hatten es nicht weit — was sterblich an Bessel war, wurde auf dem „Königsberger Gelehrtenfriedhof", der Sternwarte gegenüber, beigesetzt.

Wie vielseitig der große Gelehrte war, beweist, daß er außer über sphärische und physische Astronomie bis 1829 auch über reine Mathematik las.

Im April 1829 hatte der 45jährige Bessel den berühmten Alexander v. Humboldt zu Gast; dieser begab sich mit 60 Jahren auf seine große sibirische Forschungsreise. Er schrieb an seinen Bruder Wilhelm: „Königsberg, 16. IV. 1829 ... Hier lebe ich ganz mit dem so lebendigen und liebenswürdigen Bessel auf der von Dir erbauten Sternwarte; ich machte noch heute morgen magnetische Beobachtungen mit ihm."

Über Bessels Persönlichkeit haben wir noch von 1816 das schmeichelhafte Urteil des alten Scheffner (a. a. O.): „. . . die an einer sehr schicklichen Stelle erbaute Sternwarte hat in Professor Bessel einen unverbesserlichen Astronomen gefunden", und 1846 nennt ihn Dr. Alexander Jung „den größten Astronomen der Erde, dessen Sehkraft zu erhabenen bleibenden Zielen vordringt".

Bessel war sehr zurückhaltend und schwer zugänglich; derjenigen seiner Schüler aber, die er als talentvoll und strebsam erkannt hatte, nahm er sich herzlich an. In der liberalen Studentenbewegung der vierziger Jahre stand er obwohl auch hier sehr zurückhaltend, im Grunde hinter Männern wie Rosenkranz, Burdach und Lobeck.

Kurz vor der Jahrhundertwende wurde im Garten der Sternwarte, rechts, die Herme Bessels aufgestellt; er blickt auf seine Arbeitsstätte; der Spaziergänger aber konnte die Rückseite der Büste von der Kastanienallee des Volksparks unten sehen. Der Bildhauer Friedrich Reusch, der zahlreiche Bildwerke für Königsberg geschaffen hat, hat sie modelliert und in Erz gegossen.

Zu Beginn des neuen Jahrhunderts wurde dann das Neue Observatorium gebaut, in dem in so mancher kalten Nacht der Lauf der Gestirne beobachtet worden sein mag — wenn freilich auch nicht mit dem großartigen Erfolg, wie aus Bessels altem Bau.

Herbert Meinhard Mühlpfordt

Bedeutende Mediziner der Albertina

Als Herzog Albrecht von Preußen im Jahre 1544 die Königsberger Universität begründete, konnte er bereits an eine hohe Tradition anknüpfen, auf die die Heilkunst im Preußenlande zurückblickte: Schon der Deutsche Ritterorden zählte die Pflege der Kranken zu seinen Ordensregeln; im Jahre 1380 wurden unter dem Ordenshochmeister Ulrich von Jungingen nicht weniger als 81 Spitäler im Lande gezählt. Im Jahre 1420 wird die erste Apotheke in Königsberg erwähnt.

Bei der Gründung der Universität wurde, neben der theologischen und der juristischen, sogleich auch eine medizinische Fakultät eingerichtet.

Die wohl erste in der Geschichte der Chirurgie bekannte Magenoperation nahm 1635 der Wundarzt Daniel Schwabe an dem Bauern Grünheyde aus Grünwald bei Königsberg vor, der ein 17,5 cm langes Messer verschluckt hatte. Der Magenschnitt wurde kunstgerecht ausgeführt, genäht, und nach 22 Tagen konnte der Patient, der das Messer beim Herausnehmen gleich als das seine erklärt hatte, als geheilt entlassen werden. Das Messer aber wurde im Königsberger Stadtgeschichtlichen Museum aufbewahrt.

Das Ereignis wurde in vielen Flugblättern und Büchern der damaligen Zeit gefeiert, und auch der König Wladislaus IV. von Polen ließ sich den Hergang der Operation genauestens schildern. — Ein ganz ähnlicher Fall wurde 1710 von einem Dr. Hübner aus Rastenburg an einer Frau aus dem Bistum Ermland behandelt.

Von den Wechselbeziehungen, die sich nun zwischen Königsberg und den übrigen europäischen Hochschulen anbahnten, zeugt es, daß der Gelehrte Boretius (1649—1738) die Methode der Blatternimpfung aus England nach Königsberg brachte

Einen großen Fortschritt für die Forschung bedeutete die Einrichtung einer Anatomie am Weidendamm im Jahre 1738, nachdem bisher nur gelegentlich Sektionen im Hörsaal stattgefunden hatten, zu denen Studenten und Bader gegen Entrichtung eines Eintrittsgeldes geladen worden waren. Damals zählte Königsberg bereits fünf medizinische Professoren, die freilich alle so gering dotiert waren, daß die Gelehrten auch auf praktische medizinische Tätigkeit angewiesen waren, so daß der Staatswisenschaftler Christian Jacob Kraus, ein Freund Kants, zu Ende des 18. Jahrhunderts schrieb: „Wer sich der Königsberger Universität widmet, der legt ein Gelübde der Armut ab."

Paul Fechter / Mann des Ostens und Sohn unserer Heimat

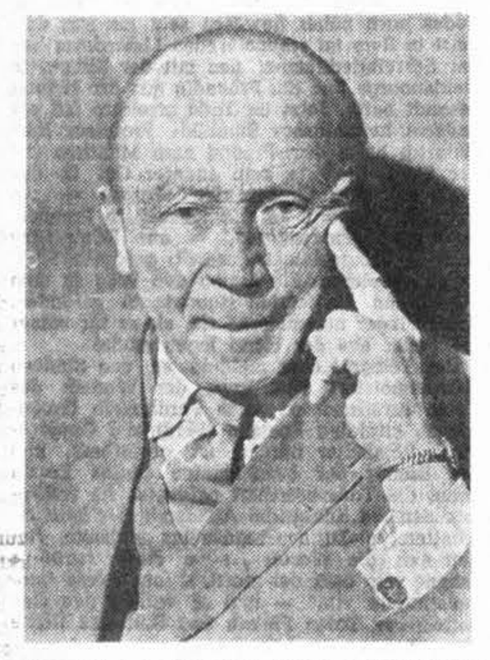
„Was ist menschlicher Leben? Lebt einer und ist kein Leben, träumt einer und ist Leben. Gibt er beides, Tag und Nacht, Leben und Traum. Wo ist Unterschied? Wer weiß Unterschied? Ist so schwer wie wissen, was gutt und was böse, was falsch und was richtig . . . Menschlicher Lebben lebt von Zauber; wo keinen ist, ist kein Leben."

Michael Pogorzelski in Paul Fechters Komödie „Der Zauberer Gottes".

Agnes Miegel schrieb in ihrem schönen „Geburtstagsbrief für Paul Fechter" zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag am 14. September 1955 über eine kurze Zeit vorher in Hannover stattgefundene Begegnung mit dem Geburtstagskind: „Sie sahen aus, wie die Kinder Elbings aussehen, wenn sie in das Alter kommen, wo nicht nur die Verwandtschaft einem zum Geburtstag gratuliert: ein bißchen wie ein Käpten, ein bißchen wie ein reichen „Ohm", ein bißchen wie ein „Ehrbarer Kaufmann" — und mit dem halbheimlichen, schlauen und guten Lächeln meines Landsmanns, der ein „Zauberer Gottes" war."

Ja, das ist wohl ein vortreffliches Porträt, das Agnes Miegel von unserem Elbinger Landsmann gab. So etwa empfand auch ich Paul Fechter, als ich ihn am Palmsonntag 1954, einer Einladung folgend, in seinem Lichtenrader Siedlungshäuschen besuchte und ihn zum erstenmal bewußt gegenüber stand. Vor Jahrzehnten, als er im Festsaal der Heinrich-von-Plauen-Schule in Elbing aus seinem Roman „Das wartende Land" las, war ich noch ein Junge.

In seinem kleinen Arbeitszimmer lagen Bücher, Schriften und Manuskripte hochgestapelt auf dem Schreibtisch, den Stühlen, dem Sofa und dem Tisch davor. Paul Fechter räumte mir einen schmalen Platz auf dem Sofa frei. Da saß ich nun in einer Ecke, bedroht von dem neben mir aufragenden Bücherberg. Ich bewunderte Paul Fechters unermüdlichen Fleiß, seine Schaffenskraft, die ihn gerade in jenen Jahren wie eine nichtendenwollende Ernte seines Lebens ein Werk nach dem anderen vollenden ließ. Fechter schmunzelte und sagte: „Sie irren sehr. Ich bin von Natur stinkfaul, und wenn ich nur anfange, ein bißchen faul zu sein, dann ist es gleich aus. Darum kann ich es mir nicht leisten, auch nur ein ganz wenig faul zu sein. Das ist alles."



Das Lebenswerk dieses Mannes, der in Elbing als ältester Sohn eines Zimmermeisters geboren wurde, ist wahrhaftig erstaunlich in seiner Vielseitigkeit und in seinem Umfang. Bis in sein hohes Alter, solange sein Tag währte auf dieser Welt, war er tätig als Schriftsteller und Schriftleiter, als Herausgeber von Zeitschriften, als Literatur-, Theater- und Kunstkritiker und -historiker. Er schrieb Kritiken, Essays, Romane, Theaterstücke, Plaudereien, Erinnerungen, Nachschlagbücher und nicht zuletzt wissenschaftliche Werke. Um die Spannweite seines Wirkens zu umreißen, seien nur einige seiner Bücher genannt: Die Romane „Das wartende Land", „Die Kletterstange", „Der Herr Ober" und „Alle Macht den Frauen"; die Erinnerungsbücher „Menschen und Zeiten", „An der Wende der Zeit", „Menschen auf meinen Wegen" und „Zwischen Haff und Weichsel"; die Komödie „Der Zauberer Gottes"; die „Kleinen Wörterbücher für literarische, Kunst- und Musikgespräche" (ein „Wörterbuch für Atomgespräche" war in Vorbereitung); die „Geschichte der deutschen Literatur", ein Buch über „Ernst Barlach", als sein letztes Werk, eine dreibändige Theatergeschichte „Das europäische Drama".

Bei meinem Besuch in der Osterzeit des Jahres 1954 hatte ich Paul Fechter einen Linolschnitt meiner Frau „Segelschiffe auf dem Frischen Haff" mitgebracht. Er freute sich sehr über den Gruß aus der Heimat und führte mich in das kleine Treppenhaus seines Heims. Da hing an der Wand Bild an Bild von Künstlern, denen er in seinem Leben begegnet war, u. a. ein Holzschnitt von Pechstein „Segelboote auf dem Kurischen Haff". Daneben war noch ein freier Platz, „und dahin kommt der Linolschnitt Ihrer Frau vom Frischen Haff als ein herrliches Gegenstück. Da habe ich dann das Kurische und das Frische Haff!" sagte er. Zum Abschied schrieb er mir in sein Buch „Zwischen Haff und Weichsel": „Es gibt so'ne, es gibt solche — und es gibt Elbinger! Wir wissen es beide . . ."

Paul Fechter war ein Mann des Ostens, ein Sohn der alten Ordens- und Hansestadt Elbing, undenkbar ohne den Osten, ohne seine Heimat. In welchem seiner Bücher wir immer blättern, welches Thema sie behandeln mögen, immer wetterleuchtet zumindest der Osten zwischen den Zeilen.

Martin Damss, der Dichter aus Danzig, schrieb mir vor ein paar Jahren in einem Brief über Paul Fechter: „An ihm wird eine der weniger bekannten und erwähnten Eigenschaften der Ostdeutschen sichtbar: die unendliche Arbeitszähigkeit, der Fleiß und die Ausdauer, die man denen an Weichsel und Pregel, Memel und Angerapp, Nogat, Alle und masurischen Seen nachsagt. Fechter ist ein genialer Schriftsteller. Er destilliert, analysiert, seziert. Fechter schaut sich beim Schreiben kritisch und mit dem Verstande lesend über die Schulter . . . Hätten wir doch eine ganze Streitmacht ostdeutscher „Fechter" mit kämpferischer Disziplin, ritterlicher Noblesse und kreuzfahrerbereiten Herzen. Schade, daß diese bewegende, erschaffende und klug ordnende Kraft nicht in ihrer ganzen Stärke dem ostdeutschen Kultur- und Geistesleben, ich meine ausschließlich, zugute gekomen ist. Anregend, führend, aufbauend, planend und helfend. Der Osten wäre literarisch stärker geworden."

Paul Fechter war immer da, wenn ihn die Heimat im Osten brauchte, wenn ihn gar die Heimatstadt Elbing rief. Nur ein Beispiel: Die in mancher Beziehung recht eigenwilligen Elbinger Heimatbriefe fanden sein besonderes Interesse und seine volle Unterstützung. Aus einer Anzahl von Briefen, die der Herausgeber im Laufe der Mitarbeit Paul Fechters an den „Heimatbriefen" erhielt, seien nur ein paar Stellen zitiert, die zugleich ein sehr bezeichnendes Licht auf den Menschen Paul Fechter werfen!

„. . . Sie haben mir einen so netten Brief geschrieben, daß ich mich mal verstellen muß und auch nett sein will: ich habe etwas für Ihre Elbinger Briefe, sogar etwas Unveröffentlichtes, ein Kapitel einer nächtlichen Segelfahrt über das Haff. Es ist aus einem Buch, das der Teufel der Bomben geholt hat und das nur in einem Abzugsexemplar von der Verlagsanstalt in Stuttgart an mich gekommen ist; der Satz ist zerstört. Ich will Ihnen diese Fahnen zum Abschreiben zur Verfügung stellen — wenn Sie schwören, daß ich sie unversehrt wiederbekomme. Ich will das Buch später einmal mit einigen Abänderungen trotz der Bomben herausbringen . . ."

„. . . Haben Sie Mitleid und lassen Sie Nachsicht walten; Sie kriegen auch von mir sicher mal was besonders Schönes, Elbingsches. Bloß — ich muß erst wieder Luft schnappen können. Also, wie mein lieber alter Julius Levin aus der Herrenstraße sagte: „Landsmann, liebes, schub' e' Kornche." Ich meine damit: Schieben Sie ein bißchen das Datum hinaus, dann geht alles. Noch eins: was kostet das Abonnement auf Ihre Briefe eigentlich? Das können Sie doch nicht alles auf eigene Kosten liefern . . ."

„. . . Sie sind zwar ein Quälgeist, aber wenigstens ein Elbinger Quälgeist. Hier haben Sie noch ein Kapitel . . . Die Sache ist wesentlich länger als die vorige, die Leute verdienen aber den Nachruhm. Also sehn Sie, was Sie damit machen . . ."

„. . . Ein für allemal: drucken Sie ab, was Sie mögen — ich habe nie etwas dagegen . . ."

Am 14. Januar 1958 haben wir in der alten Lichtenrader Dorfkirche zu Berlin von Paul Fechter Abschied genommen. Mitten im Winter verschwand sein Sarg fast unter weißem Flieder und roten Rosen. Seine Freunde füllten das Kirchlein bis auf den letzten Platz. Der Oberdomprediger Bruno Doehring, Paul Fechters Freund seit der gemeinsamen Schulzeit auf dem Elbinger Gymnasium in der Königsberger Straße, hielt ihm die Trauerfeier. Doehring ist ein wortgewaltiger Prediger vor dem Herrn, und er hat schon manchen zutiefst erschüttert, der ihm lauschte. Hier aber beschwor er eine sechzig und noch mehr Jahre zurückliegende Zeit. Im Geiste und dennoch fast leibhaftig führte er eine ganze große Trauergemeinde aus Raum und Zeit in die Heimat des Toten, in die Niederung zwischen Weichsel und Haff, auf das Hohe Land bei Elbing, nach Cadinen, zur Frischen Nehrung, auf den Alten Markt in Elbing, mitten in das „wartende Land". Dies aber war sein letzter Gruß an Paul Fechter: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat so liebt wie Du!"

Bernhard Heister

Paul Fechter starb am 9. 1. 1958.

Richard von Schaukal:

Bekenne, Mensch

Bekenne, wessen, Mensch, du seist!
Der Welt? Da wärst du wohl verwaist.

Bist Gottes? Gut. Doch welcher Art
Hat sich dein Gott dir offenbart?

Ward er dir nicht aus tiefster Not,
Dann ist's ein Götze. Schlag' ihn tot!

---

25 Jahre Ostdeutsche Monatshefte

Mit einem Sonderheft über Pommern sind die „Ostdeutschen Monatshefte" in ihren 25. Jahrgang eingetreten. In zwei großen Etappen vollzieht sich seit ihrem Gründungsjahre 1919 ihre kulturpolitische Arbeit. Der Herausgeber, der Lyriker und Essayist Carl Lange, trat damals mit einem Manifest an die Öffentlichkeit, dessen Grundgedanke sich in allen Jahren als unerschütterliches Fundament erwiesen hat, nämlich ohne konfessionelle und politische Bindungen einzig und allein dem Deutschtum im Osten zu dienen, dabei fremdes Volkstum zu achten und eine Brücke zwischen Ost- und Westdeutschen zu schlagen.

Der gebürtige Berliner fand in Danzig seine geistige Heimat, den Quellgrund und fruchtbaren Mutterboden für seine große kulturelle Aufgabe. Seine Monatshefte wurden Spiegel des Geisteslebens der Ostdeutschen, ein Sammelbecken aller schöpferischen Kräfte im weiten Ostraum. In den zwanzig Jahren der ersten Etappe waren fast alle namhaften Schriftsteller, Wissenschaftler und Künstler Mitarbeiter der Ostdeutschen Monatshefte. In sieben Jahrhunderten hatten sich im deutschen Osten unerhört reiche Schätze kulturellen Lebens aufgehäuft, und von diesen gaben die Ostdeutschen Monatshefte einer breiten Öffentlichkeit, die von Heft zu Heft, von Jahrgang zu Jahrgang das verdienstvolle kulturelle Wirken des Herausgebers durch rege Anteilnahme begleitete, Kunde.

Auf besonders hohem literarischen und künstlerischen Niveau standen immer die Sonderhefte, herrlich bebilderte Hefte, die man heute allen Politikern in die Hand geben müßte, denn sie sind die lautersten und untrüglichsten Quellen der gewaltigen kulturellen Leistungen der Ostdeutschen, nicht nur in den unter polnische Verwaltung gestellten Ostgebiete, auch darüber hinaus Spiegel des Deutschtums im Auslande, etwa der Siebenbürger Sachsen in Hermannstadt und Kronstadt sowie im Burgenland in Rumänien, der Banater Schwaben in Südungarn, der an großen Dichtern reichen Baltendeutschen. Carl Lange suchte in seinen Volkstumsheften auch die Deutschen in Wolhynien und im Kaukasus auf und nahm sie alle in seine Obhut.

Glanzstücke seiner kulturpolitischen Tätigkeit waren auch die schönen Städtehefte, in denen er auch den Westdeutschen eine Vorstellung geben wollte von der Schönheit und der Wehrhaftigkeit der alten ost- und westpreußen Städte und Ordensburgen, der Kleinodien schlesischer Baukunst des Barock. Viele große Persönlichkeiten des deutschen Ostens, in erster Linie Dichter und Schriftsteller, Philosophen und bildende Künstler, wurden in den Sonderheften mit gründlicher Vertiefung und Erfassung ihrer eigentlichen Bedeutung herausgestellt.

Jäh wurde diese erste Phase unermüdlichen und erfolgreichen Schaffens des Idealisten und Patrioten Carl Lange durch die parteipolitischen Intrigen und gehässigen Angriffe zu Beginn des Krieges unterbrochen. Es schien, als hätten die Ostdeutschen Monatshefte damit nach 20 Jahren ein für so viele Deutsche unrühmliches Ende genommen. Aber der Idealismus, die Vaterlandsliebe und der unbeirrbare Glaube des Herausgebers an sein Lebenswerk ließen die Ostdeutschen Monatshefte nach 16jährigem Schweigen im Herbst 1955 aufs neue hervortreten mit neuen, erweiterten Auflagen und hochgesteckten Zielen im Verlag Dr. H. Rauschenbusch, Stollhamm (i. O.).

Es haben sich zu den alten Mitarbeitern viele neue eingefunden, darunter auch Kulturschaffende des Westens, und heute nach dem Eintritt in den Jubiläumsjahrgang nehmen die Ostdeutschen Monatshefte wieder eine führende Stellung ein im kulturellen Leben der Bundesrepublik. Vornehmste Aufgabe der Ostdeutschen Monatshefte ist es, das Recht auf Heimat zu vertreten im Geiste der Charta der Heimatvertriebenen, in der das Recht auf Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschen hingestellt, aber zugleich auch feierlich auf Rache und Vergeltung verzichtet wird.

In dieser mit so großen und schönen Hoffnungen begonnenen zweiten Phase ihres Bestehens, die sich erstaunlich rasch durch die überall begeisterte Zustimmung weiter Kreise erfüllt haben, wollen die Ostdeutschen Monatshefte „das Wissen vom deutschen Osten in allen seinen Werten in Vergangenheit und Gegenwart vermitteln und zugleich aus diesen deutschen Osten dem Westen als Aufgabe vor Augen führen. Der Westen muß erkennen, daß mit dem Verlust des deutschen Ostens die geistigen Werte nicht verlorengehen dürfen. Ohne den Westen wäre der Osten nicht geworden, aber ohne den deutschen Osten würde dem Westen und der ganzen freien Welt ein Stück ihres kulturellen Bestandes fehlen."

Die neu erstandene Zeitschrift will auch weiterhin, ohne politisch oder konfessionell sich zu betätigen, eine kulturelle Zeitschrift bleiben. Ihr Anliegen ist das schönste und edelste: sie will das deutsche Nationalbewußtsein stärken, das so tiefe Erniedrigung erfahren, so schwere Einbuße erlitten hat. Die Einheit aller Deutschen ist auch für den Herausgeber an erster Stelle. Es liegt ihm fern, eine rückwärtsgewandte und wirklichkeitsfremde Romantik zu pflegen, womit man heute die brennenden Volkstumsprobleme nicht lösen kann. Der Glaube an Deutschlands Zukunft gibt dem kühnen und ungebeugten Mann, der sich trotz schwerer Schicksalsschläge seinen unbesiegbaren Optimismus bewahrt hat, den Mut, seine Zeitschrift in der alten Tradition der ersten zwanzig Jahre unter neuen und andersartigen Bedingungen weiterzuführen, damit sie wieder Träger, Deuter und Erwecker deutschen Kulturwillens werde.

Dr. Franz Erdmann

Kulturelle Nachrichten

Bundesverdienstkreuz für Carl Lange

Der in Bremen lebende Schriftsteller Carl Lange erhielt vom Bundespräsidenten das Verdienstkreuz I. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik verliehen, das ihm vom Senat der Hansestadt Bremen übermittelt wurde.

Carl Lange hat 1919 in Danzig die „Ostdeutschen Monatshefte" begründet, die er nach langer Unterbrechung seit 1955 in Bremen wieder herausgibt und die kürzlich in ihren 25. Jahrgang getreten sind (siehe unseren Aufsatz an anderer Stelle dieser Ausgabe).

Prof. Kraus 75 Jahre alt

In Göttingen wurde kürzlich der emeritierte Ordinarius für Staats- und Völkerrecht, Professor Dr. Herbert Kraus, 75 Jahre alt. Professor Kraus studierte vor dem ersten Weltkrieg in den USA und an der Pariser Sorbonne Völkerrecht und habilitierte sich zunächst in Leipzig. Während des Krieges gehörte er den deutschen Delegationen für die Friedensverträge von Brest-Litowsk und Versailles an. 1920 wurde er Professor an der Universität Königsberg, 1928 wurde er an die Universität Göttingen berufen.

Das besondere Verdienst von Professor Kraus liegt in der Gründung des Göttinger Instituts für Völkerrecht dem er ein hohes Ansehen im In- und Ausland sicherte. 1953 trat der bekannte Völkerrechtler in den Ruhestand. Seit mehreren Jahren ist Professor Kraus Präsident des Göttinger Arbeitskreises ostdeutscher Wissenschaftler.

Ausstellung O. A. Schreiber

Der westpreußische Maler Otto Andreas Schreiber zeigt in Münster in Westfalen in einer Ausstellung von Aquarellen einen Querschnitt durch seine Arbeit der letzten Jahre.

Ostdeutsche Volksweisen auf Langspielplatten

Der Verlag Herder in Freiburg i. Br. veröffentlichte unter dem Titel „Ehe sie verklingen" alte deutsche Volksweisen vom Böhmerwald bis zur Wolga als Ton-Bild-Buch mit Bildtafeln, Text und vier Langspielplatten. Professor Künzig, der Leiter der Zentralstelle für Volkskunde der Heimatvertriebenen hat dabei als Ergebnis jahrelanger Arbeiten Aufnahmen von Hunderten von Volksliedsängern ausgewertet und zusammengestellt. Das Ton-Bild-Buch berücksichtigt auch die kleinen ost- und südostdeutschen Volksgruppen.

Corinth-Ausstellung in London

In der Londoner „Tate Galerie" wurde eine repräsentative Ausstellung mit Gemälden von Louis Corinth im Beisein des deutschen Botschafters von Herwarth eröffnet.

*

Gemeinschaftskonzert der Ostdeutschen Chöre

Ein großer Erfolg für das ostdeutsche Liedgut war das Gemeinschaftskonzert des Verbandes der Ostdeutschen Chöre, Bezirksverband Arnsberg, in der Aula der Goethe-Schule in Bochum. Dr. Neumann-Wedekind überbrachte die Grüße der Stadt Bochum. Er sprach über die Bedeutung des deutschen Liedes in der ganzen Welt und über die Wichtigkeit der Erhaltung des ostdeutschen Liedes. Das ostdeutsche Lied ist ein wichtiger Faktor der deutschen Kulturarbeit. Die Pflege des ostdeutschen Liedes wird in allererster Linie maßgebend sein für die Erhaltung und Wiedererweckung einer deutschen Kultur in unseren alten deutschen Ostgebieten.

An den Darbietungen waren beteiligt Chöre aus Bochum, Brambauer, Castrop-Rauxel und Herne. Mit den Darbietungen, die aus dem großen Gebiet des guten ostdeutschen Liedgutes geschöpft wurden, wurde die Wichtigkeit einer lebendigen ostdeutschen Musikpflege deutlich gemacht. Das Gesamtprogramm enthielt ausnahmslos gute Sätze aus der Fülle des ostdeutschen Liedgutes, Sätze von Gerhard Schwarz, Gerhard Strecke, Herbert Brust, Werner Gneist, Hugo Diestler, Max Drischner, Josef Thamm, Christian Lahusen u. a. m. Von dem Komponisten und früheren Dozenten am Loewe-Konservatorium in Stettin, Friedrich Mecke, sang die Ostdeutsche Chorgemeinschaft Bochum „Pommernland". Dr. Mecke war aus Recklinghausen zu dieser Veranstaltung gekommen, weniger um seine Komposition zu hören, sondern mehr um als Fachmann sich eine derartige Veranstaltung kritisch anzuhören. In einem Gespräch mit den erstaunlich viel vertretenen Fachleuten klang allseits eine Anerkennung über die guten Leistungen aller Chöre und ein lobendes Erstaunen über die gute Auswahl des Liedgutes durch. Die Darbietungen wurden für das Klangarchiv des Verbandes der Ostdeutschen Chöre auf Band aufgenommen.

M. J. F.

Wertvolle Hilfe für Kulturarbeit

Das vom Arbeits- und Sozialminister des Landes Nordrhein-Westfalen herausgegebene „Wegweiser"-Heft Nr. 33 unter dem Titel „Hermann Sudermann — ein Dichter an der Grenzscheide zweier Welten" bietet eine Fülle wertvoller Anregungen für ostpreußische Kultur- und Heimatabende. Es handelt sich bei diesem geschickt zusammengestellten 120seitigen Heft um mehr als nur literarhistorische und heimatkundliche Reminiszenzen.

Das Heft is für Interessenten an ernsthafter Gruppenarbeit beim Arbeits- und Sozialminister des Landes NRW, Düsseldorf, Berger Allee 33, erhältlich.

DIE STILLE STUNDE

Unterhaltungsbeilage der Ostpreußen-Warte

Eisfischerei / Von Fritz Skowronnek

Der Schlitten mit den Fischern war früher eingetroffen als wir. Der eine der beiden Garnmeister hatte bereits seinen Rundgang begonnen, um den Zug auszuzeichnen. Wo das Netz ins Wasser gelassen werden sollte, lag ein starker Fichtenast. Drei Mann waren schon dabei, mit den, einem spitzen Brecheisen gleichenden Eispicken eine Tafel von 4,5 Quadratmeter auszuhacken. Die Arbeit war nicht leicht, denn das fast einen halben Meter dicke Eis splitterte nur in kleinen Stücken ab. Endlich hatte ein Stoß die Decke durchbrochen, gurgelnd quoll das Wasser hervor und füllte die ganze Rinne, aus der jetzt bei jedem Schlag mit der Picke die Tropfen weithin spritzten.

Der Garnmeister war unterdessen weitergegangen und hatte überral, wo ein Loch ins Eis geschlagen werden sollte, einen kleinen Kiefernast auf die weiße Schneedecke geworfen, so daß man sich ein klares Bild davon machen konnte, welchen Weg das Netz unter dem Eise zurückzulegen hatte. Erst in einer Entfernung von 800 Metern zeichnete der Alte die Stelle an, wo das große Loch zum Einholen des Netzes geschlagen werden sollte. Fast ohne sich umzublicken, hatte er seinen Weg vollendet. Eine Baumgruppe am Ufer mußte sich mit einem am Horizont sichtbaren Berggipfel decken; lagen die beiden großen Wuhnen, wie man die Löcher im Eise nennt, in dieser Richtung, dann kam der Zug gut heraus. So hatte er für jeden der vielen Züge seine Landmarken.

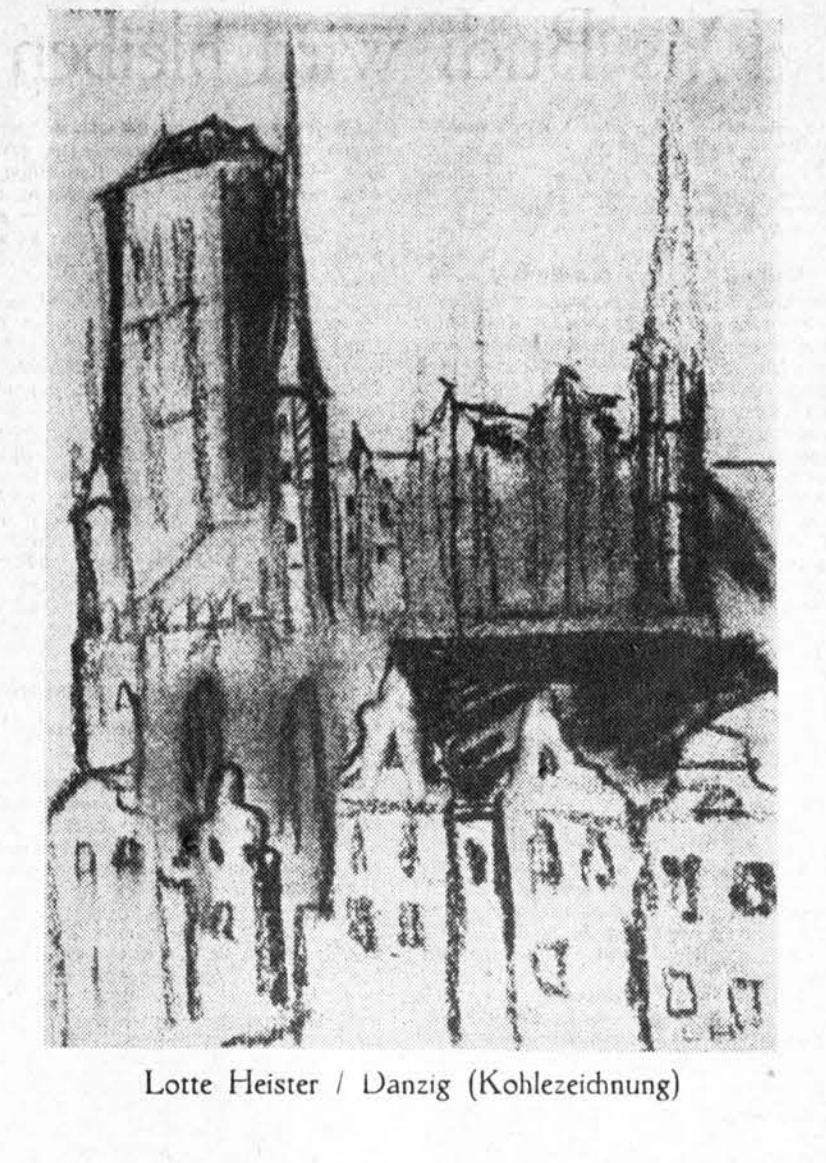
Die erste große Wuhne war geschlagen. Ein halbes Dutzend Fischer hatte das hartgefrorene Netz, das in diesem Zustand recht vorsichtig behandelt werden muß, ins Wasser gelassen, vo es bald seine Beweglichkeit wiedererlangte. Unterdessen hackten drei, vier Fischer für jeden Flügel die vom Garnmeister angezeichneten Löcher, die sich zuerst von der Einlaßöffnung 200 Meter weit nach jeder Seite in gerader Richtung fortbewegten, dann im rechten Winkel umbogen, und zuletzt in kurzem Bogen auf die zweite Wuhne, wo das Netz aufgeholt wird, zuliefen. Erst als die Hälfte der Löcher geschlagen war, begann das Aufstellen des Netzes. Das ist eine langweirige, mühselige Arbeit. Zuerst wird nach rechts und links eine armdicke, bis zu 30 Meter lange Stange in der Richtung des nächsten Loches unter das Eis geschoben. An dieser Stange ist die starke Zugleine befestigt. Am nächsten Loch nimmt sie ein Fischer in Empfang, der sie mit einer eisernen Gabel unter dem Eise weiterschiebt. Ist die Treibstange nicht zu weit seitwärts abgewichen, dann wird sie mit einem stark gebogenen Stock, der an der Spitze einen Haken trägt, herangeholt. Wie oft aber muß der Fischer, wenn Schnee auf dem Eise liegt, rechts oder links noch ein Loch schlagen, um die Stange auf den richtigen Weg zu bringen!

An der Stelle, wo die Löcher im rechten Winkel umbiegen, wird die Leine hervorgeholt und auf eine Tonne gewickelt, die sich um eine starke Achse dreht. Der ganze Apparat ruht auf einem Schlittengestell, das mit einigen Eisäxten fest verankert wird. Eine dicke Stange wird waagerecht durch die Tonne gesteckt, sechs Fischer fassen an und drehen die Winde unter einförmigem Gesang, bis die Flügel des Netzes in gerader Linie unter dem Eise ausgespannt sind. Mit demselben Gerät wird das Netz in Abständen von 100 zu 100 Metern vorwärts geschleppt, bis die Flügel in der zweiten großen Wuhne erscheinen. Das gewaltige mit Tonringen an der Untersimme stark beschwerte Netz ist nicht leicht vorwärts zu bewegen. Die zweifingerdicken Zugleinen knarren, die Winde ächzt und Schritt vor Schritt wandern die Fischer, denen die hellen Schweißtropfen trotz der Winterluft auf der Stirn stehen, im Kreise umher.

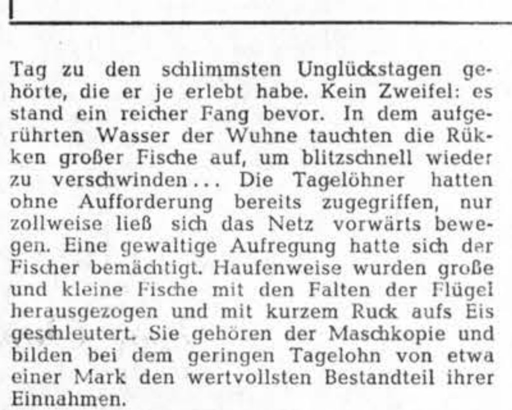
Wir hatten, als das Netz eingelassen war, noch eine Spazierfahrt unternommen. Als wir zurückkehrten, wurden gerade die Treibstangen aus der Wuhne gezogen, wir hatten also noch gut eine Stunde zu warten, bis die Flügel erschienen. Die Pferde waren mit Decken eingehüllt und mit Futter versehen. Auf einem eisernen Rost, dessen Füße auf doppelter Ziegelunterlage standen, brannte ein helles Feuer. „Großväterchen", wie der alte Garnmeister von den Fischern genannt wurde, bereitete darauf in umfangreichem Kessel ein wärmendes Getränk, das aus Branntwein mit reichlichem Zusatz von Butter, Zucker, etwas Gewürz und grob gestoßenem Pfeffer besteht. Gewissenhaft waltete er seines Amtes als Mundschenk und trug jedem der Fischer, die sich allmählich an der Wuhne zusammengefunden hatten, einen großen Hornbecher des stärkenden Getränkes hin. Die ständigen Fischer eines jeden Garnes bilden ein „Maschkopie" — wahrscheinlich eine Umbildung des holländischen Wortes Maatschappij gleich Handelsgesellschaft —, die ihre Bedürfnisse für die Zeit der Eisfischerei gemeinsam einkauft.

Wir hatten uns an dem Feuer einen kräftigen Grog gebraut und ausgiebig gefrühstückt. Allmählich fand sich zahlreicher Be[illegible]ch aus der Umgebung ein. Viele trieb nur die Neugier und die Lust an dem „Trubel", aber alle hofften bei reichem Fang für Geld und gute Worte billig ein gutes Gericht Fische zu erstehen. Etwas abs[illegible]ts stand eine Gruppe von Männern, arbeitslose Tagelöhner, die sehnsüchtig des Augenblicks harrten, wenn das schwerwiegende Netz ihre Hilfskraft erfordern würde. Dann verdienten sie sich wenigstens einen wärmenden Schluck und ein Gericht kleiner Fische.

Die Flügel waren herangekommen. An die beiden Ober- und Untersimmen traten außer „Großväterchen" noch drei erfahrene Fischer, die übrigen reihten sich dahinter an. Griff bei Griff wurde das Netz heraufgeholt. Von dem abtropfenden Wasser wandelte sich der Schnee auf dem Eise zu einer breiigen Masse. Dichtgedrängt standen zu beiden Seiten der Wuhne die Zuschauer. Der „Spektor" Boruch, der bis dahin in unendlicher Seelenruhe vom Schlitten aus dem Treiben zugeschaut und nur ab und zu durch energischen Zuruf die Fischer angespornt hatte, war jetzt wie umgewandelt. Er hatte seinen Pelz abgeworfen und stand einige Schritte vor der Wuhne an einem Eisloch, in dem er eifrig die unten mit einem Strohbündel bewickelte Stange auf und nieder stieß, um die fliehenden Fische nach dem Sack zurückzuscheuchen. Dabei flog sein scharfer Blick unablässig von einem Flügel zum anderen. Ihm entging nichts; wenn die eingeknüpften Zeichen erkennen ließen, daß die eine Simme nur um Fußlänge schneller eingeholt war als die andere, dann verfluchte er den Tag seiner Geburt, er schwur, keinen Fisch jemals mehr essen zu wollen, wenn er noch länger mit solchen „Hundesöhnen" zu fischen gezwungen sein sollte, und wenn gar ein Garnmeister es verabsäumte, die Falten des Netzes auseinanderzuziehen und die Fische zurückzuschütteln, die schon in Massen gegen die Flügel stießen, dann versicherte Boruch, daß dieser



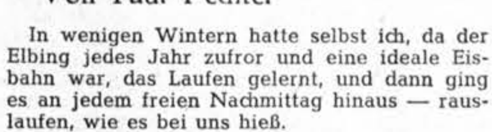
Lotte Heister / Danzig (Kohlezeichnung)



Tag zu den schlimmsten Unglückstagen gehörte, die er je erlebt habe. Kein Zweifel: es stand ein reicher Fang bevor. In dem aufgerührten Wasser der Wuhne tauchten die Rükken großer Fische auf, um blitzschnell wieder zu verschwinden... Die Tagelöhner hatten ohne Aufforderung bereits zugegriffen, nur zollweise ließ sich das Netz vorwärts bewegen. Eine gewaltige Aufregung hatte sich der Fischer bemächtigt. Haufenweise wurden große und kleine Fische mit den Falten der Flügel herausgezogen und mit kurzem Ruck aufs Eis geschleudert. Sie gehören der Maschkopie und bilden bei dem geringen Tagelohn von etwa einer Mark den wertvollsten Bestandteil ihrer Einnahmen.

Boruch hatte nicht mehr Zeit, sich um diese Kleinigkeiten zu kümmern. Er hatte seine Stange mit dem Strohbündel längst verlassen und war zwischen die beiden Garnmeister der Untersimmen getreten, von wo aus er mit gewaltigen Stößen die Fische nach dem Sack zu scheuchen suchte. Seine Stimmung war gänzlich umgeschlagen. Mit schmeichelnden Worten, die in der Hauptsache aus den zärtlichsten Kosenamen bestanden, feuerte er die Fischer an, das Netz so schnell wie möglich einzuziehen. Immer näher waren die Zuschauer an die Wuhne vorgedrungen. Die dicke Eisdecke hatte sich unter der Last gesenkt, hoch stand das trübe Wasser darauf... Fische schossen darin hin und her... kaum, daß sich ein Finger nach ihnen ausstreckte. Nun waren die Flügel eingeholt und der Sack herbeigekommen, jetzt konnte kein Fisch mehr entrinnen. Die Fischer waren rings um die Wuhne getreten und holten das dichte Gewebe Zoll für Zoll empor. Immer stärker wurde das Gewimmel in dem umschlossenen Raum. Große Hechte schnellten sich mit starkem Schwung fußhoch über die dunklen Rücken der festgekeilten Masse empor.

Jetzt stand der Sack fest, er war bis zum Ende mit Fischen gefüllt. Befriedigt nickte „Großväterchen" dem Spektor zu. An den farbigen Wollfäden, die in bestimmten Abständen in das Netz geknüpft waren, hatte er erkannt, daß der Sack etwa 80 Solanken, d. h. Tonnen von etwa einem Hektoliter Inhalt, an Fischen beherbergte. Boruch hatte seine Seelenruhe wiedergefunden. Mit dem Handnetz schöpfte er die Beute aus dem Sack und füllte sie in die Fässer. Dann wurden die geräumigen Kastenschlitten der Bauern, die in Erwartung eines großen Fanges herbeigeeilt waren, beladen. Der Rest mußte in einem großen Haufen auf das Eis geschüttet werden. Jetzt zeigte sich Boruch als ein freigebiger Mann. Den Gästen des Zuges, von denen er für sich oder seinen Herrn irgendeine Gegenleistung jemals beanspruchen konnte, wurde bereitwillig ein Gericht großer Fische gespendet. Die Hilfsarbeiter traten mit ihren aus Bast oder gespaltenen Wurzeln geflochtenen „Lischken" herzu, um ihre Entlohnung zu heischen, und wenn einer seine große Kinderschar mit flehender Bitte ins Treffen führte, dann fuhr das Handnetz noch einmal in den vom Frost erstarrten Haufen Fische.



Der Eislauf / Von Paul Fechter

Als ich sechs Jahre alt war, hatte Vater mir die ersten Schlittschuhe gekauft, sie mir angeschnallt und mich aufs Eis gesetzt. Er selbst befestigte seine alten Holzschlittschuhe aus der Knabenzeit mit Schnüren an den Füßen und lief um mich herum, trotz seines starken Körpers mit einer Eleganz, die mir schon damals tiefen Eindruck machte.

Ich versuchte, es ihm nachzutun, und saß mit dumpfem Knall wieder auf dem Eis. Ich versuchte es von neuem — neuer Fall. Er gab mir die Hand; es ging auch nicht viel besser. Ich war ausgesprochen ungeschickt, auch faul; ich wußte noch nicht im geringsten, was üben und lernen heißt und wie zäh man dabeibleiben muß. Ich habe mir zuerst eine vertrackte Manier zurechtgemacht, halb auf einem Fuß zu laufen. Ich glitt auf dem rechten und haute mit dem linken immer nach hinten, um mich vorwärts zu treiben. Vater schalt; es hat aber eine ganze Weile gedauert, bis ich mir die Unart abgewöhnt hatte, und ein eleganter Läufer bin ich nie geworden.

Mit der Pike jedoch ging es bald ganz gut, mit der kurzen sowohl wie mit der langen. Die Nehrungsfischer, wenn sie im Winter ihren Fang auf Schlitten, die sie selber zogen, über das Haff in die Stadt brachten, benutzten beim Laufen lange, dünne Stangen von zweieinhalb bis drei Meter Länge, die unten eine lange eiserne Spitze hatten. Man faßte sie mit beiden Händen und stieß, beim Schritt des rechten Fusses links mit starkem Schwung ab. Das ergab eine Beschleunigung, die sich wunderbar auswirkte, und, wenn man noch den Wind im Rücken hatte, ein Glücksgefühl des Fliegens, das einen immer wieder aufs Eis lockte. Eine Abart der langen Pike war die kurze, etwa anderthalb Meter lange, oben mit einem Knopf versehene; man nahm sie in die rechte Hand und stieß bei jedem rechten Schritt mit ihr ab. Es sah hübscher aus, wenn man mit ihr lief; der Schwung, den sie gab, war nicht so groß; dafür verbrauchte ihre Benutzung weniger Kraft

In wenigen Wintern hatte selbst ich, da der Elbing jedes Jahr zufror und eine ideale Eisbahn war, das Laufen gelernt, und dann ging es an jedem freien Nachmittag hinaus — rauslaufen, wie es bei uns hieß.

Wenn's geschneit hatte, war's nicht schlimm; sobald Nordwind kam, drückte er das Haffwasser in den Fluß, das Eis hob sich, das Wasser trat am Rand über das Eis, breitete sich dort aus, schmolz den Schnee und gefror wieder. Wir nannten das: es hat Überwasser gegeben. Auf dem Überwasser konnte man genau so gut laufen wie auf dem schneelos zugefrorenen dunklen Fluß, über den manchmal beim Laufen dröhnend die Spalten liefen, daß es donnerte und man einen Schreck in die Knochen bekam.

Es war herrlich, so von der Waschbank aus loszulaufen, vorbei an Netkes Haus und an Fechters Hof, am Treideldamm entlang, vorüber bei Rothebude, wo links der Kraffohlskanal zur Nogat abging, an der Insel vorbei, die damals noch — später war sie verschwunden, weggebaggert um der Schiffahrt willen — mit ihrem einsamen, weißen Haus unter den dichten Bäumen verschneit im Eise lag. Dann kam bald Terranova, und dann kam der Bollwerkskrug, und da gab es Kaffee und Schmandwaffeln: zwei Stück ein Dittchen. Man schnallte gar nicht erst ab, man stapste mit den Schlittschuhen an Land und hinein in das mit Ziegeln gepflasterte Haus, in die warme, räucherige Gaststube, in der Jungen und Mädchen, ein paar Erwachsene, ein paar Männer saßen. Kaffee tranken und die fetten, dicken, weichen Waffeln aus Ei und Sahne aßen, die so wunderbar schmeckten.

Manchmal sind wir auch weitergelaufen über den Ostwinkel, der damals noch nicht verlandet war, nach Reimannsfelde: manchmal kehrten wir um, wenn die Zeit knapp und der Magen zu voll war.

Aus „ELBINGER HEIMATBRIEF" (Nr. 9/1958), Berlin-Steglitz, Kühlebornweg 17/II.

Kleine Weisheiten

Aus der inneren Leerheit entspringt die Sucht nach Geselligkeit, Zerstreuung, Vergnügen und Luxus jeder Art.

*

Tätigkeit, etwas treiben, womöglich etwas machen, wenigstens aber etwas lernen, ist zum Glück des Menschen unerläßlich. Daß man ein Werk unter seinen Händen täglich wachsen und endlich seine Vollendung erreichen sehe, beglückt unmittelbar.

*

Die Menschen sind tausendmal mehr bemüht, sich Reichtum als Geistesbildung zu erwerben, während doch ganz gewiß, was man i s t, viel mehr zu unserm Glück beiträgt, als man h a t.

*

Kein Geld ist vorteilhafter angewandt als das, um welches wir uns haben prellen lassen, denn wir haben dafür unmittelbar Klugheit eingehandelt.

*

Ist einer heiter, so ist es einerlei, ob er jung oder alt, gerade oder buckelig, arm oder reich sei, er ist glücklich.

*

Die Freunde n e n n e n sich aufrichtig, die Feinde s i n d es.

*

Kein Stäubchen, kein Atom Materie kann zu nichts werden — und des Menschen Geist ängstigt sich damit, daß der Tod die Vernichtung seines Wesens sei!

ARTHUR SCHOPENHAUER

Gegenwart

„Wer die Vergangenheit streichelt, dem welkt die Hand."

Oscar Wilde

Aus der Vergangenheit schöpfen wir Kraft und Erinnern. Die Zukunft sehen wir hell, aber unsicher. Wichtig ist die Gegenwart, und ihr haben wir gerecht zu werden.

Es geht nicht, daß wir verzagen und mehr im Vergangenen leben als in der Gegenwart. Immer werden wir an das denken, was einmal war, doch darf das Gewesene nicht den Mut zum Leben im Heute schwächen. Wir müssen „Ja" sagen zu jedem Tag.

Wenn die Zukunft unseren Glauben trägt, so bestimmt doch die Gegenwart, und einzig und allein sie, unser Dasein. Wir sind dem neuen Land fremd, aber es hat uns aufgenommen und es ernährt uns. Es zieht uns nicht an, aber es stößt uns auch nicht ab. Es trägt uns, und dafür haben wir ihm zu danken und sind verpflichtet, uns durch die Tat erkenntlich zu zeigen.

Der Alltag ist schwer, aber wem ist damit geholfen, wenn er die Vergangenheit ruft oder eine leuchtende Zukunft heraufbeschwört? Es gilt, die Pflicht zu erfüllen, die in jedem Tag liegt, und arbeitend mit ihr fertig zu werden. Auch das Leben der Gegenwart gibt uns Kraft, und gerade wir müssen sie besonders bewußt aus ihm sammeln, wenn wir nicht untergehen wollen. Und wir müssen uns stark halten für die Zukunft. Kraft und Mut aber gibt uns die Erfüllung unserer Pflicht, wenn wir sie positiv auszuwerten imstande sind. Das gilt für das **Gestern genau so wie für das Heute und Morgen. Wir müssen uns in der Fremde bewähren,** um der Heimat würdig zu sein.

E. Klonki

Das Buch wird bleiben / Betrachtungen deutscher Autoren am Jahresanfang

„Die Lesestunde", die illustrierte Hauszeitschrift der Deutschen Buchgemeinschaft, wandte sich zum Jahreswechsel in einer Rundfrage an namhafte deutsche Autoren mit der Bitte, ihre Meinung über Aufgabe und Chancen des Buches in unserer volltechnisierten Zeit niederzulegen. Nachstehend bringen wir einige dieser Stimmen unseren Lesern zur Kenntnis.

Keine Sorge um das Buch

Das Buch wird nie seine Bedeutung verlieren — am wenigsten in einer Epoche, die ihm überall Oberflächlichkeiten entgegenstellt — und das Buch wird nie durch irgendwelche modernen technischen Erfindungen ersetzt werden. Schon deshalb nicht, weil alle neuen technischen Erfindungen gegenüber der Erfindung von Sprache, Zerlegung der Worte in Buchstaben und Erfindung der Schrift — die gewaltigste Leistung des Menschengeistes im Bewältigen des Chaos — wahrhafte Bagatellen sind!

Die Technik legt alles darauf an, jede Unmittelbarkeit zu erübrigen und damit auszuschließen; wie der Film eben nur das Bild der Darsteller zeigt ohne Atem, ohne Atmosphäre, ohne Verwandelbarkeit in steter genau gleicher Wiederholung. Die technische Kunstübertragung bedarf nicht der tätigen Mitwirkung des Aufnehmenden, richtet sich also an die Faulen. Das Buch wartet, bis der Leser sich mit seinen Kräften, seiner Seele, seinem Willen tätig einsetzt. Dies Warten wird immer belohnt werden, vor allem die lebensbestimmenden Besten zu sich rufen und gewinnen. Gerade die stetig zunehmende Zahl derer, die nach den schweren Jahren innerliche Versenkung, geistiges Durchleben des Daseins wie Atemluft brauchen und vom „Betrieb" in unserer Öffentlichkeit angewidert sind, bestimmen den, wenn auch manchmal verborgenen, dennoch entscheidenden Geist der Zeit. Nein! Keine Sorge um das Buch!

Ich kann dies kleine Trostwort nicht besser schließen als mit meinem Gutenberg-Spruch, dessen Original im Mainzer Gutenberg-Museum hängt, der die Entstehung des gedruckten Buches feiert:

Die Schwarze Kunst schuf tief aus sich das Licht.
Ein großer Zauberer hat sie erdacht.
Er hat das Wort mit ihr vertausendfacht,
daß es durchs Aug' in alle Herzen spricht

WILHELM VON SCHOLZ

...Bücherlesens wird kein Ende sein

Irgendwo bei Gerhart Hauptmann begegnete mir einmal der Satz: „Die Kultur der Menschheit besitzt nichts Ehrwürdigeres als das Buch, nichts Wunderbareres und nichts, das wichtiger wäre!"

Man hört häufig von einer Krise des Buches sprechen. Ich habe den Verdacht, als gehe eine solche Behauptung weniger auf exakte Beobachtungen zurück als vielmehr auf die bequeme Gewohnheit, die Krisenerscheinungen auf manchen Lebensgebieten nun einfach auf alles zu übertragen. In Wirklichkeit hat es sich bisher gezeigt, daß alle jene Dinge, die angeblich berufen waren, das Buch zu verdrängen, es tatsächlich ergänzt, ja daß sie geradezu für das Buch geworben haben. Parallel mit einer scheinbaren Abkehr vom Bücherlesen, etwa zugunsten von Film, Rundfunk, Fernsehen, hat sich eine neue Hinwendung zum Buch entwickelt. Die Absatzstatistiken volkstümlicher Buchreihen beweisen es. Neue, unserer Zeit entsprechende Methoden, Bücher unter die Leute zu bringen, kommen dem entgegen.

Lektüre bedarf keines Entschlusses, keiner Vorbereitung, das Buch kann man immer zur Hand haben, in der Eisen- oder Straßenbahn, in einer sonst leerbleibenden Viertelstunde des Wartens. Es ist wie ein Geist, der allezeit gerufen werden kann.

Das Buch in seiner merkwürdigen Doppelexistenz als geistiges Wesen und als handgreiflich zu erfassender Gegenstand ist, innerhalb unserer Geschichtsperiode, durch nichts zu ersetzen. Jedes Buch hat etwas vom Zauberbuch, so wie dem Kinde jedes Wort ein Zauberwort, jeder Vers ein Zauberspruch sein kann. Ich glaube, wir können das resignierte Wort des Königs Salomo: „Büchermachens ist kein Ende" in einem zuversichtlichen Sinne nachsprechen und getrost hinzufügen: „... auch Bücherlesens wird kein Ende sein".

WERNER BERGENGRUEN

Das Primat des Geistes

Das Buch darf bleiben.

Als der Film aufkam, sagte man vielfach dem Buch seinen nahen Tod voraus. Weswegen sich um eine Wiedergabe des Lebens mühen, hieß es, wenn man sie weniger anstrengend in kürzerer Zeit und obendrein lebendiger haben kann? Aber das Gegenteil des Erwarteten trat ein. Film und Buch befruchteten sich gegenseitig. Der Film holte die Stoffe unzähliger Bücher in sein Reich hinüber. Dem Buch wurden von dem Film unzählige Leser zugeführt, und zwar zu einem großen Teil aus Volksschichten, die von ihm bisher noch nicht „erfaßt" waren. Statt der Vernichtung trat eine Belebung des Buches durch den Film ein. Nicht nur im Hinblick auf seine Wirkung, sondern auch auf seinen Stil, seine Schreibart. Die Gefährdung des Buches durch das Fernsehen ist größer, als es vom Film her der Fall war. Man braucht, um an der Lebenswiedergabe teil zu haben, nicht mehr aus dem Hause zu gehen. Man ist in gewissem Sinne berechtigt, während der Direktübertragung zu glauben, daß man die Vorgänge wirklich sähe, daß man tatsächlich dabei wäre. Aber ebensowenig wie der Film es vermocht hat, wird dem Buch das Fernsehen den Garaus machen, Einmal ist man bei ihm zeitlich durch die angesagte Stunde, ja Minute gebunden, zum anderen stofflich durch das von fremden Menschen bestimmte Programm eingeengt. Das Buch aber stellt die zeitliche und stoffliche Wahl jedem frei. Vor allem aber: Das Buch vermag geistige und künstlerische Werte zu übermitteln, Wertungen und Deutungen des menschlichen Daseins zu geben, welche dem Film und dem Fernsehen für immer versagt sind.

Das Buch muß bleiben.

Solange es Menschen gibt, waren sie bestrebt, hinter die Dinge zu schauen, im Wesen zu ermitteln, ihre Weisungen zu vermehren. Diese Aufgabe zu erfüllen, war zu allen Zeiten, bleibt für alle Zeiten insbesondere dem künstlerischen Buch vorbehalten. Schwände es aus dem Leben des Volkes, müßte unweigerlich eine innere Verarmung ohnegleichen und als deren Folge eine seelische Verelendung ohne Maßen die Folge sein. Film und Fernsehen geben die notwendige Besinnung auf das Wesenhafte nicht. Sie bieten Zerstreuung, nur zu oft Zerfaserung. Sie haften am schönen Schein, vielfach auch an der bedeutungslosen Oberfläche. Sie gleiten über die Dinge hin. Sie machen — an die Minuten, ja an die Sekunde gebunden — ein Verweilen, eine Vertiefung, ein Zurückgreifen, ein Zurückgehen unmöglich. Sinn des bedeutsamen Buches aber ist gerade Jenes, das dem Film und Fernsehen gemäß ihrer Art fremd bleibt: die Anleitung, die Hinführung zur inneren (statt zur äußeren) Schau.

Das Buch wird bleiben.

Die nicht zu leugnende Krise des gedruckten, insbesondere des fabulierenden Buches muß und wird überwunden werden. Der innere Leerlauf, die seelische Unergiebigkeit der Technik ist schon heute weiten Kreisen bewußt geworden. Diese Erkenntnis wird zunehmen. Wie eines Tages die selbstherrlich gewordene, unser eigenstes Leben gefährdende Politik in ihre dienende Stellung zurückkehrt, so wird auch die Tyrannis der Technik gebrochen und das Primat des Geistes wieder hergestellt werden müssen, wenn der Mensch nicht an den Errungenschaften seiner Technisierung zugrundegehen soll. Alles Zivilisatorische kommt aus der Zeit und fließt, nach einer gewissen Dauer der Überflutung des gesamten Lebens, in das Zeitliche zurück. Kunst und Kultur aber sind unvergänglich, sind in mancher Hinsicht ewige Werte.

Das Buch wird bleiben.

HANS FRANCK

Gedanken über Bücher und Leser

Uber jedem guten Buche muß das Gesicht des Lesers von Zeit zu Zeit hell werden.
MORGENSTERN

Lesen heißt mit einem fremden Kopfe, statt des eigenen zu denken.
SCHOPENHAUER

Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert.
ECKERMANN

Ein Buch hat oft eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben.
HERDER

Aus den Büchern reden die unsterblichen Stimmen der Verstorbenen.
PLINIUS

Das Zurückkommen auf früher Gelesenes ist ein Zeichen erlangter Weiterbildung.
HEBBEL

Gibt die Buchdruckerei nicht dem Worte Allgegenwart, Gemeinnutz und Ewigkeit?
HERDER

Auch die Bücher haben ihr Erlebtes, das ihnen nicht entzogen werden kann.
GOETHE

Vom Schlechten kann man nie zu wenig, das Gute nie zu oft lesen.
SCHOPENHAUER

Die Schrift ist die Trägerin des Edelsten, was die Menschheit errungen.
HUMBOLDT

Ein anspruchsvolles Buch will im Zusammenhang gelesen sein.
RUCKERT

Lesen ohne Nachdenken macht stumpf; Nachdenken ohne Lesen geht irre.
CLAIRVAUX

Gute Bücher verlegen, das legt aufs Volk des Volksgeistes Segen.
DEHMEL

Die hohen Wohltaten des Buchdrucks sind mit Worten nicht auszudenken.
LUTHER

Dank an Bücher / Von Stefan Zweig

Sie sind da, wartend und schweigend. Sie drängen, sie rufen, sie fordern nicht. An der Wand stehen sie stumm. Schlaf scheint über ihnen, und doch blickt von jedem wie ein aufgeschlagenes Auge ein Name dich an. Geht man vorüber an ihnen mit den Blicken, mit den Händen, so rufen sie dir nicht bettelnd nach, so drängen sie nicht vor. Sie fordern nicht, sie warten, bis man ihnen aufgetan ist: dann erst tun sie sich auf. Erst eine Stille um uns, dann ist man ihnen bereit, eines Abends, heimkehrend von ermüdendem Gang, eines Mittags, matt von den Menschen, eines Morgens, wolkig vorwehend aus traumhaftem Schlag. Man möchte träumen, aber in Musik. Mit dem genießenden Vorgefühl süßer Probe tritt man an den Schrank: Hundert Augen, hundert Namen blicken stumm-geduldig dem suchenden Blick entgegen wie Sklavinnen eines Serails ihrem Herrn, demütig den Ruf erwartend und doch selig, gewählt, genossen zu sein. Und dann, wie auf dem Klavier der Finger tastet, den Ton zu finden zur inneren Melodie, weich schmiegt es sich der Hand, das stumme weiße Wesen, verschlossene Geige, in der alle Stimmen Gottes warten. Man schlägt eines auf, man liest eine Zeile, einen Vers: Aber er klingt nicht klar in der Stunde. Enttäuscht, unzärtlich fast, legt man das Buch zurück. Bis das rechte naht, das rechte für die Stunde: Und plötzlich bist du umfangen, dein Atem geht in fremden Atem ein, als läge der warme, nackte Leib einer Frau neben dir. Und wie du es nun unter die Lampe trägst, das Buch, das glücklich gewählte, erglüht es gleichsam von innerem Licht. Magie ist getan, aus zartem Gewölk des Traumes steigt Phantasmagorie. Straßen öffnen sich weit und Fernen nehmen dein verlöschendes Gefühl.

Irgendwo tickt eine Uhr. Aber sie dringt nicht in diese sich selbst entwanderte Zeit. Hier mißt die Stunde anderes Maß. Da sind Bücher, die viele Jahrhunderte weit gewandert sind, ehe ihr Wort an unsere Lippen kam, da sind junge, gestern erst geboren, gestern erst gezeugt aus eines bartlosen Knaben Verwirrung und Not: Aber sie sprechen magische Sprache, und eines wie das andere wiegt und wellt unseren Atem empor. Und indem sie erregen, trösten sie auch; indem sie verführen, beschwichtigen sie den aufgetanen Sinn. Und allmählich sinkt man selbst in sie hinein, wird ruhen und schauen, gelassenes Schweben in ihrer Melodie, Welt jenseits der Welt.

Ihr Stunden, reinste hinwegtragende aus dem Tumult des Tages, ihr Bücher, allertreueste, schweigsamste Gefährten, wie euch danken für euer stets gegenwärtiges Bereitsein, für dies ewig aufhebende, unendlich Beschwingende euer Gegenwart! Was seid ihr gewesen in den finsteren Tagen der Seeleneinsamkeit; in Lazaretten und Kriegslagern, in Gefängnissen und an Schmerzensbetten, überall habt ihr, allzeit Wache, dem Menschen Träume geschenkt und eine Handbreit Stille in Unrast und Qual! Immer vermochtet ihr, milde Magnete Gottes, die Seele wegzuziehen, wenn sie im Täglichen verschüttet war, in ihr eigenstes Element, immer habt ihr in allen Düsterungen den inneren Himmel uns wieder zur Ferne erweitert.

Winzige Stücke Unendlichkeit, still gereiht an schmuckloser Wand, so steht ihr unscheinbar in unserem Haus. Doch wenn die Hand euch befreit, wenn das Herz euch berührt, so sprengt ihr unsichtbar die werktäglichen Räume und wie im feurigen Wagen führt euer Wort uns aus Enge ins Ewige empor.

Aus Stefan Zweig „Begegnungen mit Menschen, Büchern, Städten". S. Fischer-Verlag.

Ostdeutsche Buchwoche

In Bremen haben die im Verband zusammengeschlossenen Heimatvertriebenen mit dem dortigen Buchhandel eine ostdeutsche Buchwoche durchgeführt, die einen schönen Erfolg gezeitig hat. Nahezu sämtliche Buchhändler Bremens haben entweder in ihrem Schaufenster eine Ecke besonders für das ostdeutsche Buch eingerichtet oder auch mit besonderen Dekorationen ganze Schaufenster für die ostdeutsche Literatur eingerichtet. Eine ganze Woche hindurch wurde so dem Bremer lesefreudigen Publikum das ostdeutsche Buch besonders nahe gebracht. Wenn derartige Vorhaben auch in früheren Jahren schon in anderen Städten durchgeführt wurden, so wollen wir auf diese Bremer Buchwoche doch noch besonders hinweisen und sie als Beispiel für ähnliche Unternehmen im Bundesgebiet nennen.

Hier kommt es immer nur auf die Initiative an, und wir meinen, daß sich in jedem Bundesland genügend kulturell interessierte Heimatvertriebene finden müßten, die derartige Anregungen mit den Buchhändlern ihres Ortes besprechen können.

Durch derartige kleine Schaufensterausstellungen wird das Interesse am deutschen und europäischen Osten besonders geweckt.

Kuriositäten aus der Bücherkiste

Als eines der kleinsten jemals gedruckten Bücher erschien im Jahre 1897 in Padua ein Buch im Format 10×6 mm; lange vorher jedoch — man schrieb das Jahr 1674 — wurde in Holland das berühmte „Blumenbüchlein" in der Größe von 10×13 mm gedruckt. 1952 brachte ein Münchener Verlag ein Liliputbuch mit Seiten Umfang heraus, dessen erste Seite das Vaterunser enthält. Von diesem Büchlein können 252 Exemplare in einer Streichholzschachtel versandt werden!

Ein Gegenstück — das größte Buch — befindet sich in New York: 3 m hoch, 1 m dick, 250 Zentner schwer! Die Blätter werden mit Hilfe eines elektrischen Mechanismus gewendet. Das zweitgrößte Buch ist in der Bibliothek der Staatsgewerbeschule zu Wien zu finden. Es ist ein anatomischer Atlas von 1,90 m Höhe und 90 cm Breite. Er wurde zwischen 1823 und 1830 gedruckt.

Und ein 30-Zentner-Lexikon gibt es auch: Tangym, das Lexikon des buddhistischen Wissens, besteht aus 225 Bänden. Jeder von ihnen wiegt 15 Pfund, ist 20 cm dick und 40 cm hoch.

Das älteste Buch befindet sich in der Nationalbibliothek zu Paris. Es heißt „Prisse Papyrus", stammt aus dem Jahre 3350 v. Chr. und wurde in einem Grab bei Theben gefunden.

Doch das erste wirkliche Buch im heutigen Sinne wurde erst 593 gedruckt — in China!

Goethes erstes Buch ist nur wenigen bekannt. Es erschien 1773 anonym im Verlag Eichenberg in Frankfurt a. M. und trug den Titel „Brief des Pastors zu xxx an den neuen Pastor zu xxx. Aus dem Französischen".

Eine 4000 Bände umfassende Bücherei über den Selbstmord, seine Uraschen und Folgen sowie über alles, was mit dem Freitod zu tun hat, befand sich bis 1940 in Augsburg; sie wurde ein Opfer des Krieges.

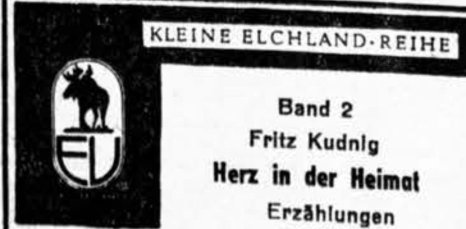
Das größte Geschichtsbuch heißt: „The war of rebellion": 120 Bände zu je 1000 Seiten im Lexikonformat mit einer dreißigteiligen Riesenkarte.

Das meistübersetzte Buch ist die Bibel, die nach Mitteilungen der großen Bibelgesellschaften jetzt in 1105 Sprachen und Dialekten zur Verfügung steht.

Anfang des 19. Jahrhunderts fand in Wels (Oberörsterreich) der Schriftsteller Karl Julius Weber in einem Patrizierhaus einen seltsamen Kachelofen. Er war wie ein mächtiges Bücherregal gebaut. Naturgetreu in Kacheln nachgebildet standen dort die dickleibigen Werke Luthers, Kalvins, Huss' und Zwinglis, die auf diese Weise ständig „dem Feuertode" ausgesetzt waren. Eine seltsame Art, der Abneigung gegen unliebsame Werke Ausdruck zu geben.

Die größte Spezialbücherei für Frauen richtete ein New Yorker Frauenklub ein: 9000 verschiedene Kochbücher in allen Weltsprachen, Tausende allgemeiner Werke über Essen und Trinken und weit über 20 000 Speisekarten stehen zur Einsicht zur Verfügung. Die Sammlung soll einmal den Grundstock zu einem künftigen „Welt-Kochbuch-Museum" bilden.







BÜCHER - die uns angehen

Schlösser in Ost- und Westpreußen

Helmut Sieber: SCHLÖSSER UND HERRENSITZE IN OST- UND WESTPREUSSEN. Mit 96 Tafeln und einer Karte. Verlag W. Weidlich, Frankfurt/Main. 236 S., Ln. DM 16,80.

Das ostpreußische Gutshaus, in seinem besten altüberlieferten Typ ein in behaglicher Breite daliegender einstöckiger Bau, oft mit Mansardendach und vorspringendem Mittelstück am Haupteingang, fügte sich harmonisch ein in die stille Landschaft unserer Heimat und war aus ihrem Bilde gar nicht wegzudenken. Es gab aber außer diesen vielen Häusern auch eine ganze Reihe von anspruchsvolleren Wohnstätten des Großgrundbesitzes, von echten Baudenkmälern in den verschiedensten Stilarten und zum Teil von bedeutendem kunstgeschichtlichem Wert. Hervorgegangen waren sie manchmal aus zeitbedingter Umwandlung einstiger gutsherrlicher Sitze zu schloßähnlichen Bauten, oft aber waren es auch wirkliche Schlösser in den mannigfachen Stilvariationen des Barock, des Klassizismus, der Neugotik und im 19. Jahrhundert öfter anklingend an italienische, französische und englische Bauformen.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — wenn wir nicht irren, im Jahre 1868 — gab der Berliner Hofbuchhändler Duncker eine Sammlung kolorierter Steindrucke preußischer Landschlösser heraus, wobei auch Ostpreußen ziemlich eingehend behandelt wurde. In dem jetzt vorliegenden Werk ist es dem Verlag gelungen, unter großer Mühe über fünfzig dieser heute überallhin verstreuten Kunstblätter, die Ostpreußen betreffen, zusammenzubringen. Sie ziehen nun alle im Bilde an uns vorüber, im Laufe der Jahrzehnte meist wenig verändert, so wie wir sie alle noch als ein Stück Heimat gekannt haben, ein Stück unvergeßlichen Ostpreußens: die großen 250 Jahre alten Barockschlösser, wie Friedrichstein, Schlobitten, Finckenstein, Sanditten, Dönhoffstädt, Langheim, Wicken, um nur einige zu nennen. Dazu die großen Bauten des vorigen Jahrhunderts — nur mit Trauer kommt uns wieder zum Bewußtsein, was für Kostbarkeiten an inneren und äußeren Werten mit unserer Heimat verloren gegangen sind. Und auch mancher Westdeutsche wird erstaunt sein über die ungeahnte Fülle dessen, was die „leuchtende Provinz", wie Paul Fechter Ostpreußen nennt, auch in der Baukunst in sich schloß.

Zu jedem Bild gehören kurze, recht interessante Angaben über Baugeschichte, Besitzwechsel und die Schicksale des letzten Besitzers, wobei es nur allzu oft heißt: von den Russen erschlagen, nach Rußland verschleppt, verschollen. Vorangestellt ist dem Ganzen ein sehr guter Abriß über die allgemeine Geschichte Ostpreußens.

Das vorzüglich ausgestattete Werk ist eine sehr begrüßenswerte Bereicherung unserer Heimatliteratur. Es bildet kulturgeschichtlich ein vortreffliches Seitenstück zu Dr. Carl von Lorcks „Ostpreußischen Gutshäusern" mit ihren Aufnahmen aus neuerer Zeit. Bei einer Neuauflage empfiehlt sich, einige Fehler auf der beigefügten Karte zu berichtigen. Gr.

WESTPREUSSEN-JAHRBUCH 1959. Hrgg. von der Landsmannschaft Westpreußen. Verlag Gerhard Rautenberg, Leer. 160 S., DM 4,—.

In seiner Zusammenstellung eine Mischung zwischen Jahrbuch und Hauskalender (unter Verzicht auf das Kalendarium). Heimatkundliche Beiträge wechseln mit Lebensbildern und erzählender Prosa, eingestreut Gedichte und Spruchhaftes. Auf Kunstdruckblättern Wiedergaben von Grafik und Gemälden westpreußischer Künstler. Für den heimatvertriebenen Westpreußen eine interessante Lektüre und wertvolle Bereicherung seiner Heimatbücherei.

Eduard Grigoleit: NEUES VERZEICHNIS OSTPREUSSISCHER KIRCHENBÜCHER. Bezug durch Kurt-Walter Friedrich, Hamburg-Bergstedt, Kirchenstraße 20. VII und 57 S., DM 9,30.

Der bekannte ostpreußische Genealoge Grigoleit hat ein „Neues Verzeichnis ostpreußischer Kirchenbücher" sowie der vor 1874 angelegten Personenstandsregister veröffentlicht. Ausgehend von den 1939 vorhandenen Beständen zählt der Verfasser die geretteten Kirchen- und die vor 1874 begonnenen Personenstandsregister für jedes Kirchspiel mit ihren Lagerorten auf. Ein Anhang verzeichnet die in Potsdam lagernden westpreußischen, vornehmlich katholischen Kirchenbücher. Das Werk ist vornehmlich als Hilfmittel für den Familienforscher gedacht, für dessen Zwecke die bisherigen Verzeichnisse nicht immer ausreichen. Es weist darüber hinaus aber auch den Heimatvertriebenen den Verbleib ihrer kirchlichen Register nach.

Karl Bjarnhof: DAS GUTE LICHT. Aus dem Dänischen übertragen von Albrecht Leonhardt. C. Bertelsmann Verlag, Gütersloh. 319 S., Ln. DM. 11,80.

Der blinde dänische Schriftsteller Karl Bjarnhof hat mit seinem Erinnerungsbuch „Frühe Dämmerung", das bereits in viele Sprachen übersetzt wurde und vor kurzem auch in Deutschland erschien, großen Widerhall gefunden. In diesm zweiten und abschließenden Band seiner Selbstbiographie berichtet er von seinen Erfahrungen und Erlebnissen im Blindeninstitut von Kopenhagen, in das er eingewiesen wird, als seine Sehkraft schon fast erloschen ist. Auch hier bleibt er ein Außenseiter, er ist nicht völlig blind wie seine Schicksalsgefährten und sieht doch zu wenig, um in der Welt der Sehenden leben zu können. Ein Wanderer, ein Suchender zwischen beiden Welten — so bringt er die Jahre hin, als Bürstenbinder erst, dann als Organist, der seine wahre Berufung gefunden und auf sich genommen hat. Nur matt schimmert ihm noch „das gute Licht", aber es birgt genug Trost für ihn.

Was dem Dichter Karl Bjarnhof leidvolle Erfahrung war, das prägte er in seinen Büchern in unvergeßlicher Weise zu einem ganz persönlichen Stil um. Erzählte er im ersten Band seiner Autobiographie noch schlicht, fast karg aus der engen Erlebniswelt des Knaben heraus, so gewinnt in dem vorliegenden Buch die Sprache an Intensität und Leuchtkraft. Ein im Leid früh reif gewordener junger Mann gibt sich selbst Rechenschaft über die schwersten und dabei innigsten Jahre seines Lebens. Er erinnert sich. Da ist wieder die dumpfe Atmosphäre im Kopenhagener Blindeninstitut, die Begegnung mit Schatten und mit Menschen, die Ahnung und Erfüllung einer gefährlichen Liebe und der Schmerz darüber, von der schwärmerisch verehrten Schwester im Stich gelassen zu werden. Und doch gerät ihm alles, die Bitternis, die Auflehnung und die Enttäuschung, schließlich zum besten; denn sie sind nur Stationen auf seinem Weg zur inneren Hellsichtigkeit und künstlerischen Berufung.

Seit Jahrzehnten nun lebt Karl Bjarnhof im Dunkel, aber er braucht keine Angst mehr zu haben, daß man ihn nicht sieht. Seine Stimme ist unüberhörbar, und jeder, der seine Bücher gelesen hat, wird ihn nie mehr vergessen. Der Dichter erschüttert durch Wahrhaftigkeit, die keine Pose der Selbstbemitleidung zuläßt. Wie und was er erzählt, zeugt von unerschütterlicher Kraft, tiefer Menschenkenntnis und Lebensweisheit, gepaart mit versonnenem Humor.

Edmund Finke: JOSEF WEINHEBER — DER MENSCH UND DAS WERK. Mit 8 Bildtafeln. Pilgram Verlag, Salzburg, 276 S., Ln.

Als in den Apriltagen des Jahres 1945 die Nachricht vom Tode Josef Weinhebers bekannt wurde, war es, als verstummte selbst das chaotische Getöse des Zusammenbruchs einen schmerzlichen Atemzug lang. Die abendländische Welt hatte den größten Lyriker unserer Zeit verloren. Gleichwohl hat es in den kommenden Jahren nicht an Bemühungen gefehlt den großen Toten zu schmähen und herabzusetzen. Dieses Buch will nun ein getreus Bild des Dichters und Menschen Weinheber vermitteln. In umfassender Darstellung wird hier zum ersten Male sein Leben beschrieben, seine Persönlichkeit gedeutet und sein Werk in tiefschürfender Untersuchung gewürdigt.

Der Verfasser war mit Josef Weinheber durch eine zwanzigjährige Freundschaft verbunden und darf zu den engsten Vertrauten des Dichters gezählt werden. So vermochte er das reiche ihm zugängliche und größtenteils unbekannte Material sinnvoll zu verarbeiten und bietet uns damit das erste grundlegende Werk über Weinheber dar. Alle Freunde und Verehrer des Dichters werden dieses Werk freudig begrüßen. Die größtenteils unveröffentlichten Aufnahmen, die dem Buch in guten Wiedergaben auf Hochglanzpapier beigegeben sind, zeigen den Menschen Weinheber in seiner häuslichen Welt.

Ludwig Koch-Isenburg: DER PFLANZEN-BREHM. Kreuz-Verlag, Stuttgart, 224 S., Ln. DM 10,80.

Mit dem „Jugendbrehm" legte der Verlag bereits ein schön ausgestattetes Werk über die Welt der Tiere vor, dem nun der ebenso herrliche, reichbebilderte (viele Kunstdrucktafeln, teils mehrfarbig, und zahlreiche Textillustrationen) Band über die Pflanzenwelt folgt. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gesetzt nicht botanisches Wissen trocken und lehrmäßig zu vermitteln, sondern das Reich der Pflanzen unter dem Gesichtspunkt des Abenteuerlichen, Geheimnisvollen und Wunderbaren zu sehen und darzustellen. Die Lektüre des Werkes zeigt, daß ihm dies in lebendiger und spannender Weise gelungen ist, die vor allem die Jugend diesem Wissensgebiet gewinnen wird. (Bitte, lesen Sie auch in unserer Jugendbeilage den aus diesem Werk entnommenen Abschnitt aus der Einführung des Verfassers.) —ch

Kriegsliteratur

General der Panzertruppe a. D. Nikolaus v. Vormann: DER FELDZUG 1939 IN POLEN. Anhang mit Kriegsgliederung und Stellenbesetzung des deutschen Heeres am 1. 9. 1939, 7 Anlagen, 15 Karten und Skizzen in Kartentasche. Prinz-Eugen-Verlag, Weißenburg/Donau. Ln. DM 22,—.

General v. Vormann, ein im Kriege vielfach bewährter und ausgezeichneter höherer Truppenführer, heute einer der geschätztesten Kriegshistoriker (von 1933—35 Kompaniechef im I.-R. I in Königsberg), war während des Polenfeldzuges als Oberstleutnant des Generalstabes „Verbindungsoffizier des Heeres beim Führer und OB der Wehrmacht". Er ist der letzte Überlebende des kleinen Kreises, der in jenen schicksalsschweren Tagen an den Lagebesprechungen teilnahm. Seine klassisch klare Darstellung dieses Blitzfeldzuges der Weltgeschichte stützt sich neben eigenem Erleben vornehmlich auf Kriegsakten und zeitgenössische Aufzeichnungen. Auch das bisher erschienene polnische Schrifttum wurde von ihm ausgewertet, und so entsteht ein authentisches, äußerst fesselndes Bild des „Feldzugs der 18 Tage". Die hervorragenden Karten und Skizzen beruhen auf den damaligen Lagekarten. Aufschlußreich sind auch die einleitenden Kapitel „Von Versailles zu Hitler" und „Polens Geschichte", von höchster Spannung die Krise in der „Schlacht an der Bzura" vom 7. bis 11. September.

General a. D. Friedrich Hoßbach: SCHLACHT UM OSTPREUSSEN. Mit 5 Skizzen im Text und einer Aufzählung nebst Stellenbesetzung der unterstellten Korpsstäbe und Divisionen. Dikreiter-Verlag, Überlingen (Bodensee). 80 S., kart. DM 3,20.

Der Verfasser schildert die Kämpfe seiner vierten Armee, deren Oberbefehlshaber er vom 19. Juli 1944 bis 30. Januar 1945 gewesen ist. Wir erleben die erbitterten Abwehrschlachten von der ostpreußischen Ostgrenze bis zum Kessel von Heiligenbeil. General Hoßbach wurde mit seinem Chef, Genalmajor Dethleffsen, des Kommandos enthoben, als man im Führerhauptquartier erkannte, daß er im Begriff stand, über Pr. Holland—Christburg zur Weichsel durchzubrechen, um seinen Truppen und auch den zahlreichen Flüchtlingstrecks den Weg aus dem Kessel Ostpreußen zu öffnen.

Oberst a. D. Hermann Teske: COLMAR FREIHERR VON DER GOLTZ. Musterschmidt-Verlag, Göttingen. Band 6 der Reihe „Persönlichkeit und Geschichte". 88 S., kart. DM 3,60.

Im Vorwort des Verfassers heißt es: „Es lag mir daran, weniger den Truppenführer und seine Taten als den soldatischen Menschen reinster Prägung darzustellen. Ihn für die Anforderungen der modernen Zeit neu zu schaffen, gehört zu den Aufgaben, die uns bedrängen. Das „Wissen und Können' kann gelernt werden. Die soldatischen Charaktere zu finden und zu fördern, ist wichtiger. Das Vorbild des Feldmarschalls von der Goltz soll dazu beitragen." Der aus Labiau in Ostpreußen stammende preußische Generalfeldmarschall und türkische Pascha ist eine der bedeutendsten Gestalten des preußischen Heerwesens. Sein Name wurde vor allem als Reorganisator der türkischen Armee bekannt. Im ersten Weltkrieg war er Führer der ersten türkischen Armee. v. d. Goltz ist auch als Schriftsteller historischer Stoffe hervorgetreten.

Oberst a. D. W. V. v. Rauchhaupt: DAS PREUSSISCHE HERZ. Mit Textzeichnungen von H. Rothgängel. Verlag H. G. Schulz, Hamburg. 3. Auflage! 80 S., kart. DM 6,50.

Elf kleine Erzählungen eines alten Reiteroffiziers, die dem Leser mehr zu geben vermögen als manches dicke Buch. Die soldatische Laufbahn führte den Verfasser als Schwadronchef nach Insterburg. Daher ist die „Reiterweihnacht" ein Erlebnis der 3. R.-R. 1 und wird jeden alten Soldaten besonders ansprechen. Die letzte Erzählung „Der andere Reiter" spielt ebenfalls in Ostpreußen. Überall steht die Treue zuerst — zuletzt. Die Treue zum Pferd, zum Untergebenen als Kameraden, die Pflichttreue und die Treue zu sich selbst. — Als Geschenk, auch für unsere Jugend, besonders zu empfehlen. Gze

Felix Steiner: DIE FREIWILLIGEN — IDEE UND OPFERGANG. Plesse-Verlag, Göttingen, 392 S., DM 16,80.

Dieses Buch des Generals Felix Steiner erweitert in beachtlicher Weise die Literatur über den zweiten Weltkrieg. Er sprengt mit seiner Thematik den bisherigen Rahmen militärischer und zeitgeschichtlicher Betrachtungsweise. Der interessierte Leser findet in diesem Werk eine Anzahl unbekannter Einzelheiten von dokumentarischem Wert, mögen es Gespräche mit bekannten Männern des sogenannten Dritten Reiches oder mit ausländischen Staatsmännern und Militärs sein, denen der Verfasser begegnet ist. R

Personalien der Albertina

Ehrungen - Emeritierungen - Hinweise

Wir entnehmen dem letzten „Rundbrief der Albertus-Universität" die nachfolgenden Personalien:

Dr. Dr. Christian Krull, Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer Frankfurt/Main, erhielt am 15. 1. 1958 die Würde eines Ehrenbürgers der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität zu Frankfurt/M.

Ministerialdirektor i. R. Professor Heinz Eberts erhielt aus Anlaß seiner unermüdlichen Arbeit auf forstwissenschaftlichem und forstrechtlichem Gebiet an seinem 75. Geburtstage, am 14. 5. 1958, seitens der Forstlichen Fakultät der „Georgia Augusta" die Ehrendoktorwürde dieser Fakultät, der er vor Jahrzehnten als Ordinarius angehört hat.

Im Osterrundbrief 1958 der „Ostpreußischen Arztfamilie" ist ein Lebensbild von Ludwig Stieda, 1885—1912 o. ö. Professor für Anatomie an der Albertus-Universität, aus der Feder seines Sohnes, des em. Hallenser Professors Dr. Dr. h. c. Alexander Stieda, in Holz-Süd 10, Post Gmund, erschienen. Der lebendigen Darstellung ist ein ausgezeichnetes Bild des bekannten Gelehrten eingedruckt, der, am 7. 11. 1837 in Riga geboren, von 1875—1885 als Ordinarius zunächst in Dorpat die Anatomie vertrat, bevor er an die Albertina berufen wurde. Ludwig Stieda ist 81jährig am 19. 11. 1918 in Gießen gestorben.

Karl Schloßmacher, dem letzten Ordinarius für Mineralogie und Petrographie an der Albertina, der am 10. 7. 1957 seinen 70. Geburtstag feierte, hat die Deutsche Gesellschaft für Edelsteinkunde unter der Redaktion von Prof. Dr. Karl F. Chudoba eine 117 Seiten umfassende Festschrift mit zahlreichen Beiträgen namhafter Forscher gewidmet, die als Sonderheft der Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Edelsteinkunde in Idar-Oberstein 2 erschienen ist. Hier leitet der Jubilar, dessen Bild der Festschrift beigegeben ist, das Staatliche Edelsteinforschungsinstitut der Universität Mainz.

Professor Dr. Lothar Szidat, Schüler und seit 1920 Assistent des Zoologie-Professors Dr. Maximilian Braun, wurde 1935 Direktor des Instituts für Schädlingsforschung der Universität Königsberg in Rossitten auf der Kurischen Nehrung, das er — seit 1939 a. o. Professor — bis 1945 ausbaute und leitete. Der im Dezember 1892 in Ostpreußen geborene Gelehrte widmete sich neben der Parasitologie auch hydrobiologischen und limnologischen Forschungen. Im Dezember 1957 wurde er 65 Jahre. Aus diesem Anlaß widmete ihm der Limnologe H. Schmidt-Ries von der Limnologischen Station am Niederrhein in Krefeld-Hülserberg in der Zeitschrift „Gewässer und Abwässer", Heft 17/18 v. 1957 S. 143—146. eine Würdigung. Nach 1945 ist Szidat nach Argentinien übergesiedelt und bekam 1947 am Instituto Nacional de Investigaciones de Ciencias Naturales anexo al Museo Argentino de Ciencias Naturales „Bernardino Rivadivia" eine neue Arbeitsmöglichkeit. Dort hat er jetzt 10 Jahre hindurch wichtigste parasitologische Forschungsarbeit geleistet und durch seine Veröffentlichungen in argentinischen und deutschen wissenschaftlichen Zeitschriften nicht nur für die Land- und Fischereiwirtschaft, sondern auch für die Human- und Veterinärmedizin wertvolle Entdeckungen bekannt gemacht. Einen Überblick über diese „Zehn Jahre Parasitologischer Forschungsarbeit in Argentinien" gab er selbst in der „Revista de la Asociación Cientifica Argentino-Alemana" (Ex Asociación Argentino-Alemana para el Intercambio de Ciencia y Técnica) Jahrg. II 1958 Nr. 6 S. 2—26 (mit Bibliographie von 1948—1957), anschließend in spanischem Auszug S. 27—31. Es ist erstaunlich, zu welch' weitreichenden neuen Erkenntnissen über die paläogeographischen Veränderungen des südamerikanischen Kontinents Szidat auf dem Umweg über Fischparasiten gelangt ist.

Von Emeritierungen früherer Angehöriger des Lehrkörpers Königsberger Hochschulen ist uns, verspätet, nur eine bekannt geworden: Auf Antrag der Wirtschaft- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität in Frankfurt/M. hat seitens des Hessischen Ministeriums für Erziehung und Volksbildung Professor Dr. Fritz Urbschat (früher Handelshochschule Königsberg) im Jahre 1954 die Rechtstellung eines entpflichteten Hochschullehrers an der genannten Universität erhalten.

„Alles kam wie vom Himmel . . ."

Evangelische Deutsche aus Ostpreußen schreiben

Es wird immer noch einsamer um die deutschen Familien in den polnisch verwalteten Gebieten des Ostens, seitdem die Aussiedlung wieder eingesetzt hat. Die evangelischen Restgemeinden schrumpfen zusammen, die Abstände zwischen den Volks- und Glaubensgenossen vergrößern sich. Um so mehr ist es geboten, daß über den Aussiedlern nicht die Zurückbleibenden vergessen werden. Der Kirchendienst Ost (Berlin-Lichterfelde-West, Drakestr. 37, Postscheckkonto Berlin-West 4544) nimmt sich seit Jahren der Restgemeinden jenseits der Oder und Neiße an. Aber er bedarf auch weiterhin der Hilfe aus den bessergestellten Kirchen des Westens. Die Liebesgaben gehen jeweils mit persönlichen Briefen heraus. Was die Empfänger dann schreiben, sind oft genug menschlich ergreifende Dokumente des Dankes, wie die folgenden drei Briefe aus Ostpreußen zeigen:

„Liebe Schwestern in dem Herrn! Will Ihnen mitteilen, daß ich das Päckchen (mit dem Konfirmationskleid) erhalten habe. Liebe gute Schwestern, wie ich das Päckchen aufmachte, mußte ich weinen, daß fremde Menschen so gut waren und mir geholfen haben. Ich war schon verzagt und konnte nachts nicht schlafen. Immer wieder frug der Pfarrer: ‚Kinder, habt Ihr schon alles fertig, seid Ihr schon bereit?' Hannelore kam traurig nach Hause und sagte: ‚Wann werde ich mein Kleid fertig haben? Alle sind schon bereit.' ‚Mein Kind, weine nicht, wenn du keinen um dich hast, einer wird für dich sorgen. Der droben ist, er schickt jemanden! Und so geschah es. Als Lori von der Schule kam, zitterten ihr vor Freude die Hände, nahm das Päckchen, legte es auf den Tisch, kniete nieder und sagte: ‚Du lieber Gott, ich danke dir für das, daß du mich nicht verlassen hast, daß ich eine gute Menschenseele um mich habe.' Mein Mann und ich, wir mußten bitterlich weinen. Vor Freude küßte sie alles. Das zweite Paket, dachte doch nicht, daß Lori Schuhe drin bekommt, kam wie gerufen. Sie hatte ein Paar Sandaletten vom vorigen Sommer, die sollte sie nehmen. Gott sei Dank, auch für das Gute, und der schöne Pullover und Unterwäsche. Den Pullover hatte sie heute an, denn heute war Prüfung, auch die Schuhe. Sie war gut angezogen wie alle anderen Gotteskinder. Zur Prüfung hatte Lori viele Fragen vom Pfarrer beantworten müssen. Jede Frage wußte sie genau, wo ihr das Polnische doch so schwer zu lernen war, wo ihr die Zunge bald stehen blieb. Aber Lori gab sich Mühe. "

„Liebe gute Seele! Das Schönste ist ja der Mantel. Den habe ich so nötig gebraucht wie das Brot zum Essen. Alles ist gut und brauchbar. Die Kinder freuten sich am meisten über den Teddy. Solch ein Stück hatten sie noch nie in den Händen gehabt. Sofort haben sie ihn geküßt und der Jüngste muß natürlich mit ihm schlafen. Ach, wenn man so alles anpackt, dann wird der ganze Tag zum Feiertag. Ich habe noch nicht einmal 50 Zloty Zoll bezahlt. Das ist gar nicht der Rede wert für all die schönen Sachen . . ."

„. . . Endlich komme ich dazu, mich für das schöne PKO-Paket zu bedanken. Ich bekam es gerade vor dem 20. Mai. Am 20. wurde meine Tochter konfirmiert. So kam mir alles sehr zurecht, sozusagen wie vom Himmel. Die Mandeln und Rosinen habe ich sofort unter die Kinder verteilt. Die kannten so etwas noch gar nicht und machten große Augen, als ich erzählte, woher das alles kommt. Den Neskaffee behalte ich für mich. Wenn ich zu zu meinen Kranken gehe, habe ich gleich ein Labsal für sie. Nun habe ich eine große Bitte. Unser Wecker ist schon dreißig Jahre alt und nicht mehr zu reparieren. Eine andere Uhr haben wir aber nicht, und die Nachbarin will mir den ihren nicht mehr leihen. Zu bekommen ist hier selten einer, und wenn es einen gibt, dann ist er kaum zu bezahlen. Ich schäme mich ja so, daß ich schon wieder so eine große Bitte ausspreche . . ."

Blick durchs Schaufenster

Nach 13 Jahren die Schwester unter der Kundschaft entdeckt

Bei einem Blick durch das Schaufenster eines Lebensmittelgeschäftes in Cuxhaven erkannte der Seemann Bernhard Löff aus Gdingen seine Schwester wieder, die seit 1945 hier lebt und verheiratet ist.

Löff war mit einem polnischen Kutter nach hier gekommen. Bei einem Landgang hatte der Seemann durch das Schaufenster gesehen und seine Schwester unter der Kundschaft erkannt. Beide hatten sich seit 13 Jahren nicht mehr gesehen. Der Seemann, der mit seinem Kutter inzwischen die Fangreise fortsetzte, hofft, in Kürze wiederzukommen und seine Schwester, die bei Kriegsende aus Köslin flüchtete, besuchen zu können.

Alle halfen mit

Medizin nach Ostpreußen

Voller Bangen hofft seit dem 1. Weihnachtsfeiertag eine Frau in Bremen, daß ein von ihr besorgtes wichtiges Medikament rechtzeitig nach Ostpreußen kommt, um einem mit ihr verwandten Mann das Leben zu retten. Der herzkranke Mann leidet an Lähmungserscheinungen. Sein Arzt verschrieb ihm ein Medikament, das im polnisch verwalteten Ostpreußen allerdings nicht zu erhalten ist. Verwandte schickten das Rezept im Eilbrief nach Bremen. Hier besorgte die Frau die Medizin in einer Apotheke und einen Teil im Krankenhaus. Da das teure Präparat jedoch ihr ganzes Bargeld kostete, bat sie die Polizei um die erforderliche schnelle Hilfe. Mit einem Roland-Wagen wurde es zum Bahnhof gebracht. Ein Zugschaffner nahm es nach Hannover mit. Dort brachte es die Polizei zum Flugzeug nach Berlin, wo es wiederum eine Polizeistreife im Auto zum Roten Kreuz transportierte, das die Medizin der polnischen Militärmission übergab. Seitdem warten all Beteiligten auf eine gute Nachricht aus Ostpreußen.

Kreissyndikus H. Schmacka

25 Jahre im öffentlichen Dienst

Der jetzt 53 Jahre alte, aus Königsberg stammende Kreissyndikus Assessor Herbert Schmacka kann auf eine 25jährige Tätigkeit zurückblicken. 1948 wurde er von der Bremervörder Kreisverwaltung als Angestellter übernommen und war zunächst Leiter der Schlichtungsstelle für Wohnungssachen. Jetzt ist er als Kreissyndikus Bearbeiter der Rechtssachen sowie Leiter des Ordnungs-, Landwirtschafts- und Gewerbeamtes.

Herbert Schmacka besuchte in Königsberg das Gymnasium, studierte je ein Semester in München und Königsberg, nahm dann weiter seine Studien in Rechts- und Staatswissenschaften in Berlin auf. Im September 1931 legte er am Kammergericht in Berlin das Referendarexamen ab.

Er kam dann in den Vorbereitsdienst der Justiz, zunächst zum Amtsgericht in Pillau, war ferner im Vorbereitungsdienst auch am Amts-, Land- und Oberlandesgericht in Königsberg tätig. H. Schmacka bestand nach Abschluß des Vorbereitungsdienstes im Oktober 1935 vor dem Reichsjustizprüfungsamt die Große Staatsprüfung und erhielt damit die Berechtigung, den Titel Assessor zu führen.

Zwei Jahre lang, von 1935 bis 1937, war er als Rechtsberater tätig, kam dann zum Deutschen Gemeindetag in Berlin, wurde dann abgeordnet zur Provinzial-Dienststelle Ostpreußen des Gemeindetages. 1939 wurde er stellvertr. Direktor, 1940 geschäftsführender Direktor dieser Dienststelle, 1943, bevor er zur Wehrmacht einberufen wurde, ihr Hauptreferent.

Nach 1945 landete Assessor Herbert Schmacka in Hepstedt. Im Juni 1948 kam er als Angestellter zum Landkreis Bremervörde, als dessen Kreissyndikus er heute tätig ist.

Goldene Doktorjubiläen

Studienrat i. R. Dr. phil. Max Sellnick, weltbekannter Milbenforscher und Mitglied des „Forschungskreises der Albertus-Universität" in (24) Hoisdorf bei Gr.-Hansdorf, Bez. Hamburg, feiert am 8. 1. 1959 sein goldenes Doktorjubiläum; gleiches gilt am 24. 1. 1959 von Dr. med. Otto Döring, Dassow in Mecklenburg.

Die zuständigen Fakultäten der Göttinger Patenuniversität der „Albertina" werden die Doktordiplome golden erneuern.

ES STARBEN FERN DER HEIMAT

Max Eichler, Maschinenbaumeister, aus Rastenburg am 3. Dezember 1958 im Alter von 68 Jahren in Bad Zwischenahn nach langer, schwerer Krankheit.

Anna Narmont, geb. Pakalnischkis aus Memel, 81jährig, am 20. Dezember 1958 in Lüneburg.

Anna Margarethe Rost, geb. Neusetzer, aus Elbing im Alter von 81 Jahren am 8. Dezember in Norden/Ostfriesland.

Therese Schirmacher, geb. Müller, gebürtig aus Hussenen, Kreis Pr. Eylau, zuletzt in Godrienen, Kreis Samland wohnhaft, am 18. Dezember nach kurzer, aber schwerer — scheinbar schon überstandener — Krankheit im 70. Lebensjahr in Sonnewalde, Kreis Finsterwalde/N. L., wo sie bei ihrer zweitjüngsten Tochter, Ursula Galley, nach ihrer Rückkehr aus der Dänemark-Internierung wieder ein Heim gefunden hatte.

Möge unseren lieben Toten die fremde Erde leicht sein.

Landbriefträger Ernst Trostmann erzählt

(65)

Liebe ostpreißische Landsleite!

Sie sind hoffentlich besser iebre Feiertage gekommen und glicklicher innes neie Jahr reingehoppst wie ich. Nei, wissen Se, sowas von Feiertage. Denn all lieberst gar keine nich. Mit das molsche Wetter fing es an. Weit und breit kein Schnee nich zu sehn, und aufe Straß ieberall Dreck und Schmadder, weil es nich gefroren, sondern bloß immer gesibbert hädd. De Schlittschuhe langweilden sich unterm Weihnachtsbaum, und de Rodelschlitten dachden, es ist kurz vor Pfingsten. Aber das war alles noch nich das Schlimmste. Auch daß de Emma das Fleisch anbrennen ließ und ich mir mittem Hammer aufem Daumen kloppd, wie ich dem Baum im Fuß reinmachen tat, war noch auszuhalten. Dem angesengten Festschmaus haben wir runtergewirgt, denn anderes gab nich, und Hunger treibt ein. Mein Daumen ist auch all abgeschwollen und paßt wieder im Hanschke rein.

Nei, das war es alles nich, das Dollste war de Ammanda Rotzkus, geborene Kroppatsch, wo uns heimsuchen tat. Mit die is de Emma, was meine Frau is, um drei Ecken und vier Litfaßsäulen rum verwandt, denn ihr Ehegespenst, der Ausche Rotzkus, war, wie er noch lebd, e angeheirateter Halbkusäng vonne Emma ihrem Schwager. So ungefähr is es jedenfalls gewesen. Haben Se das verstanden? Nei? Ich auch nich. Dem hädd de Amanda sich wo bei Gelegenheit eingefangen, aber er taugd nuscht. **„Arbeit is fiere Dummen", das war sein Wahlspruch. Am liebsten huckd er im Krug und ließ sich freihalten, wenn er einem fand.**

Se hädden auch e Jung, aus dem is auch nuscht geworden. Ich erwähne ihm auch bloß, weil geradzig Weihnachten war. Wie er so vleicht fimf Jahr alt war, fragden de Leite dem Ausche, was er seinem Sohn zu Weihnachten schenken wird. „Garnuscht", sagd der Ausche, „ich krieg ja auch nuscht". Aber die Leite haben nich nachgelassen, sondern dem Ausche gut zugeredet und das Gewissen massiert, bis er nich mehr aus und ein wußd. Und denn hold er mit eins ganz tief Luft und sagd: Na ös got, denn war öck em e Schorrboahn pösse." Das war so echt Ausche!

Und nu begeb ich mir zurick bei seine sogenannte bessere Hälfte, bei die Amanda. Das ganze Leben lang war se ieberall gut gepolstert, besonders vorne oben. Deshalb riefen se ihr zu Haus innes Dorf, wie se noch e junges Mädchen war, um ihr zu zergen, immer Veranda. Aber das bloß nebenbei. Gut gepolstert is se immer noch, rein all e bißche zu gut. Und die war nun gekommen. Vier Wochen vorher hädd de Emma an ihr geschrieben: „Wir würden uns sehr freuen, wenn Du uns einmal besuchen könntest." Ich hab de Emma gleich gewarnt, wie ich bloß konnd: „Sei vorsichtig! Es gibt Menschen, wo das immer gleich so wörtlich nehmen." Aber se ließ sich ja nuscht sagen, und so kam alles, wie es kommen mußd. De Amanda bedankd sich fier die Einladung und kam sehr gern, weil se uns „noch einmal lebend sehen wolld", schrieb se. „Ihr seid ja nu alt geworden und müßt mit Eirem baldigen Ende rechnen. Bevor das eintritt, will ich noch etwas Wichtiges mit Eich besprechen, was fier Eirem Seelenfrieden bestimmt is", schrieb se weiter. Mir schwahd gleich nuscht Gutes, und im Geiste sah ich all unsere gemietliche Feiertage im Eimer. Aber de Emma war nich zu bewegen, ihr wieder auszuladen, weil sich das fier bessere Leite nich geheert, belehrd se mir. Denn schrieb de Amanda noch e Brief: Macht keine Umstände mit mir. Wenn ich e Paar gut gefitterte Hausschuhe krieg, einen neien Tauchsieder — mein alter is enzwei — und e halbes Pfundche Königsberger Marzipan — wegen die Erinnerung anne Heimat! —, denn bin ich all zufrieden. Und Erstfeiertag am besten e ganz einfachem Kalbsbraten, wegen meine obstinatsche Galle."

Nu wurd de Emma doch e bißche stutzig, aber nur war zu spät, denn wie der Brief ankam, huckd de „Veranda" all aufe Bahn und, rietz! war se da. „Leider kann ich bloß zehn Tage bleiben", sagd se, „vom zweiten Januar an bin ich woanders eingeladen". Denn kickd se sich inne Stub um: Ihr wohnt aber auch sehr primitiv. Kann man sich dabei ieberhaupt wohlfielen? Und das Klosett is sicher aufem Hof! Das hab ich mir gedacht. Aber fier zehn Tage muß es schon mal gehen." Da hädd ich ihr sollt gleich gegnem Schienbin trampeln daß se durche Tierfillung geflogen wär. Bloß ich war wie vorem Kopp geschlagen, sogar de Emma verschlug de Red, und das soll all was heißen.

De Amanda kimmerd sich aber gar nich um uns, sondern nahm aus ihre Reisetasch e großem Weckert raus und stelld ihm aufem Tisch. Ich hädd ihm all immer ticken geheert, aber ich hädd gedacht, das war e alter Holzwurm oder e anderes wildes Tier. Er tickd so laut wie e ganze Korporalschaft Weckers zusammen, und dem nahm se immer ieberall mit und stelld ihm nebnes Bett, weil se ohne seinem Tick-tack nich schlafen konnd. So war se das all viele Jahre gewehnt, sagd se. Scheen war das aber nich mit ihm unterwegens inne Bahn, denn de Leite kriegden Angst, wenn se ihm heerden, und so hädd se immer gut Platz, sagd se.

Geradzig ieberleg ich noch, wie ich dem Weckert das Ticken abgewehnen solld, daß ich bei wenigstens richtig schlafen konnden, da tippd se mir mit ihrem Leberwurst-Zeigefinger aufe Brust, verdrehd de Augen und sagd: **„Du bist Hesekiehl!" Natierlich wußd ich nich, was das is, aber es konnd ja nuscht anderes sein wie e neie Gemeinheit. Deshalb tippd ich fier alle Fälle zurick gegne Amanda ihre Veranda** und sagd: „Und du e alte, iebrig gebliebene Seekuh!"

De Emma runzelt de Stirn, und ich solld das zuricknehmen. Aber ich dachd nich dran, denn ich war glicklich, daß ich es raushädd. Da wurde de Amanda weiß wie de Wand, grabbeld sich an die Gegend, wo bei andere Menschen das Herz huckd, und legd sich lang aufem Schäslong. Und denn mußd ich ihr von meinem guten Konjack geben, wo ich zu Weihnachten gekaufd hädd, und das hat mir ganz aasig geboßt, denn die konnd saufen wie e Loch, und fiere Feiertage blieb nicht mehr viel iebrig.

Dafier hat se uns viele Stunden innes Gewissen geredt wegen unser seliges Ende. Und wie wir nich mehr zuheeren konnden, machd se Gesangsiebungen. Se sang, daß innes ganze Dorf de Milch sauer wurd. So war denn langsam Abend geworden, und wir begaben sich zur Ruhe. Ich mußd wieder mal inne Eck aufem Strohsack schlafen, aber wirklich geschlafen hat bloß de Amanda, denn de Emma hat wegen dem krätschen Weckert kein Aug nich zugemacht, und ich auch nich. Morgens so gegen drei heerd er plötzlich auf zu ticken, da war das Gehwerk abgelaufen. Nu dachd ich, wir könnden in Ruhe schlafen, aber de Amanda wurd gleich wach und zog ihn wieder auf.

Aber am andern Tag, es war Heiligabend und die beide Frauens waren wegen die gut gefitterte Hausschuhe weggegangen, hab ich dem Weckert hinten aufgeschroben und ihm e harte Erbs inne Kaldaunen gesteckt. Nu half kein Aufziehen und kein Schlackern, er ging nich mehr. Dafier mißd ich aber abends nebnes Bett hucken und aus eins tick-tack sagen, daß de Amanda schlafen konnd. Das war meine Hesekiehl-Probe, daß ich e gutes, menschenfreindliches Herz hadd. Ich hab ihr nicht bestanden, sondern mir inne Schein verkriemelt. Ersparen Se mir, die iebrige Tage zu schildern, wenn ich bloß anne Amanda denk, kommt mir foorts der Kaffee hoch. Nu is se endlich weg!

Hädden Sie auch Loschierbesuch?

Herzliche Grieße

Ihr

Landbriefträger z. A.
Ernst Trostmann

Rektor a. D. Walther Hardt 85 Jahre

Am 22. Januar feiert Rektor a. D. Walther Hardt in Lübbecke/Westf., Andreasstr. 30, seinen 85. Geburtstag. Der Jubilar war in seiner Heimat u. a. in Borszymmen, Milluhnen, Rhein, Kreuzburg, Königsberg (Heeresfachschule) und Heiligenbeil (Realschule) im Schuldienst tätig, daneben aber auch vorübergehend in Posen, Pommern und Brandenburg. Seit dreizehn Jahren steht Rektor Hardt aktiv in der Vertriebenenarbeit, u. a. ist er auch der Gründer und Leiter der Ortsgruppe Lübbecke der LO. Er ist zudem Mitglied des Kreisvertriebenenbeirats und Vorsitzender des städtischen Vertriebenenbeirats und sitzt in mehreren Ausschüßen der Kreisverwaltung und der Regierung. Unser

rühriger Landsmann war acht Jahre Kreistagsabgeordneter und Stadtverordneter und gehörte als Abgeordneter dem ersten nordrhein-westfälischen Landtag an.

Der rüstige Fünfundachtziger wirkt auch heute noch vielfach als Redner in Anspruch genommen und widmet einen Großteil seiner Zeit seinen umfangreichen schriftstellerischen Arbeiten. Er veröffentlichte bis heute insgesamt 32 fachwissenschaftliche und schöngeistige Bücher und Broschüren.

Hertha Pech 65 Jahre

Im Dezember vollendete die Danzigerin Hertha Pech in Hannover ihr 65. Lebensjahr. Nach der Vertreibung kam sie nach Niedersachsen, wo sie bereits im Oktober 1945 die Danziger Ortsstelle einrichtete, deren erste Vorsitzende sie auch schon seit dieser Zeit ist. Von Beruf ist sie Lehrerin und wirkte in den letzten zehn Jahren als Konrektorin einer großen Knabenschule in Hannover. Ihre umfassende Tätigkeit für die Heimatvertriebenen leistete sie vor allem als Bundesleiterin der Danziger Frauenkreise und als Bundesvorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Frauen im BvD.

Vereinigung ehem. Sackheimer Mittelschüler Königsberg/Pr.

Wir bringen allen unseren Mitgliedern und Freunden zur Kenntnis, daß am Montag, dem 2. Februar, um 19 Uhr, in Düsseldorf, „Haus Konen", Suitbertusstraße 1, unsere erste, bereits im Neujahrsrundschreiben angekündigte „Stammtischrunde" eröffnet wird.

Im weiteren Verlauf des Jahres dann jeden ersten Montag im Monat, also am 2. 3., 6. 4., 4. 5., 1. 6. usf. Wir bitten um einen recht regen Besuch dieser Abende; es werden dort auch die laufenden Vereinsfragen besprochen werden. Der Vorstand.

Amerikanerin stiftet sechs Jugendpreise

Zwei davon tragen den Namen eines westpreußischen Vertriebenen

Berchtesgaden. Eine außergewöhnliche Ehrung wurde unserem Landsmann Marian Hepke (fr. stellv. Hauptschriftleiter der „Deutschen Rundschau" in Bromberg) zuteil. Ldm. Hepke, der sich seit der Vertreibung in Berchtesgaden neben seiner schriftstellerischen und Vortragstätigkeit besonders der Jugendarbeit widmet, leitet dort seit über zehn Jahren das „Haus der Jugend", eine dem Kreisjugendring unterstehende Einrichtung. Mrs. Jouett Shouse, eine Amerikanerin, die sich seit Kriegsende die Fürsorge für die deutsche Jugend zur besonderen Aufgabe gemacht hat, besuchte das „Haus der Jugend". Mrs. Shouse ist schon vor Jahren in Anerkennung ihrer Verdienste um die deutsche Jugend von Bundespräsidenten Heuß das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik verliehen worden. Im Rahmen eines Empfangsabends im Berchtesgadener „Haus der Jugend" im August 1958 stiftete Mrs. Jouett Shouse sechs Jugendpreise, die alljährlich zur Verteilung kommen sollen: je einen für den besten Jugendgruppenleiter und die beste Jugendgruppenleiterin, zwei für die besten Werkarbeiten, einen für den besten Brief über die Bedeutung der internationalen Verständigung und einen für den Jungen oder das Mädchen, die etwas Besonderes für ihre Gemeinde getan haben. Die ersten beiden Preise erhielten den Namen „Marian-Hepke-Preise".

Mrs. Jouett Shouse begründete die Stiftung der namhaften Geldpreise wie folgt: Sie besuche seit zwölf Jahren regelmäßig die Jugendheime in Deutschland. In Berchtesgaden habe sie eine ganz besondere Atmosphäre gepflegter Kameradschaft und Zusammengehörigkeit immer wieder feststellen können. In diesem Heim der offenen Tür begegne sie seit Jahren Jungen und Mädchen, die zum Stamm des Heimes gehören, von ihnen habe sie viele vor Jahren schon in Bastel- oder Nähgruppen angetroffen, die sie heute als Studenten oder auch schon als verheiratete Frauen wiedersehe. Diese besondere Atmosphäre der Zusammengehörigkeit führe sie auf das Wirken und den günstigen Einfluß von Marian Hepke zurück und möchte der Anerkennung dafür durch Stiftung der Preise Ausdruck geben.

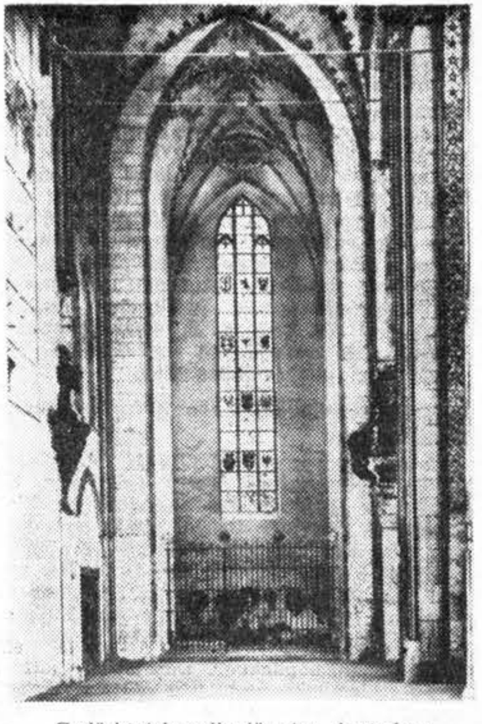
Die Vereinigung der Ostpreußen, Westpreußen und Pommern in Berchtesgaden, die Marian Hepke seit über sechs Jahren als Vorsitzender leitet, ebenso die anderen Landsmannschaften und der Landrat des Kreises haben unserem westpreußischen Landsmann zu der Ehrung ihre Glückwünsche ausgsprochen.

Wer ist Mrs. Jouett Shouse?

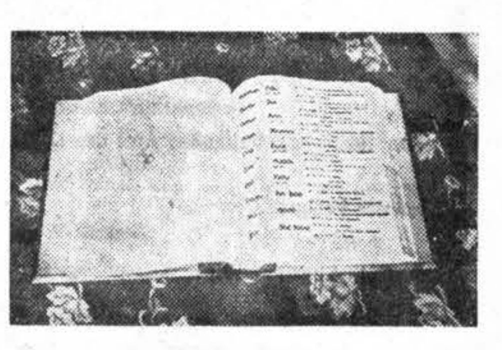
Mrs. Jouett Shouse ist die Gattin eines der bekanntesten Anwälte in Washington/DC. Sie ist gegenwärtig Direktor des öffentlichen Erziehungszentrums der Taft-Universität, Direktor der US Arbitration Society, Vizepräsident der Nationalen Symphonie-Orchester-Vereinigung, Vorsitzende des General Clay-Fonds für die deutsche Jugend, Kuratorin der Lincoln- und Therese-Filene-Stiftung; 1956 Vorsitzende des Beratungskomitees für Kunst, Wissenschaft und Erziehung. Von Präsident Eisenhower wurde sie zur Vorsitzenden des Musikkomitees des Präsidenten „Programm von Volk zu Volk" ernannt. Sie promovierte als erste Frau an der Harvard-Universität.

Gedenkstätte unserer Toten

In der wiederhergestellten St. Marien-Kirche in Lübeck erhebt sich über den Trümmern zerborstener Glocken unsere, in ihrer zeitlosen Schlichtheit immer wieder ans Herz greifende Gedenkkapelle für die Toten des deutschen Ostens. Durch das mit den Wappen der ostdeutschen Städte und Landschaften gezierte hohe gotische Fenster fällt das Tageslicht auf die Kränze und Schleifen, die zu Ehren unserer Verstorbenen dort niedergelegt sind. Die Kapelle wird mehr und mehr ein Sammelpunkt unseres Gedenkens an die Toten der Heimat, und kein Landsmann darf es versäumen, wenn er nach Lübeck kommt, an diesem Ort seine stille Andacht zu verrichten. Dieses Gedenken an unsere Lieben in der Ferne, an deren Gräber wir nicht treten können, soll seinen Ausdruck finden in einem Gedenkbuch, das in der Kapelle bewahrt werden soll. Dieses „Grabsteinbuch der St. Marien-Gedenkkapelle" steht jedem Landsmann aus dem deutschen Osten zur Verfügung. Eingetragen wird auf Antrag der Name des Toten, Vorname, Beruf, Geburtstag und -ort, Sterbetag, Sterbeort, Friedhof, letzte Heimatanschrift. Beide Konfessionen haben sich geeinigt, die Arbeit an diesem Buch in die Hand von Oberkonsistorialrat D. Gülzow zu legen. Die Eintragungen erfolgen unter dem Sterbetag. Vordrucke sind anzufordern beim „Grabsteinbuch für den deutschen Osten" in Lübeck, Parade 8 II, Zimmer 19.



Gedächtniskapelle für den deutschen Osten Sankt Marien in Lübeck



Das Grabsteinbuch

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen

Turnerfamilie Ostpreußen-Danzig-Westpreußen Anschrift: Wilhelm Alm (23) Oldenburg (Oldb.), Gotenstraße 33

Herzliche Geburtstagsglückwünsche den Kindern des Januar, besonders den wieder einmal „Nullenden" und unseren Ältesten. Es vollenden **30 Jahre:** am 7. 1. Gerhard Wippich (Lyck). **40 Jahre:** am 6. 1. Herbert Eisenberg (Elbing), **50 Jahr:** am 3. 1. Grete Beier, am 4. 1. Erich Warkentin (KMTV Königsberg) am 13. 1. Erich Laupichler (Insterburg), am 25. 1. Waldemar Ehlert (Tilsit), am 28. 1. Erika Gaedtke (Marienwerder). **70 Jahre:** am 13. 1. Emil G. Schmidt (KMTV Königsberg). **75 Jahre:** am 1. 1. Dr. Walther Grosse (KMTV Königsberg), am 2. 1. Franz Richter (Zoppot) und Reinhold Sadowski (Lyck). **80 Jahre:** am 24. 1. Otto Beutner (KMTV Königsberg). **83 Jahre:** am 5. 1. Hermann Schelewski (Elbing und Königsberg). Gesundheit und Herzensfröhlichkeit sei allen beschieden zu jeder Zeit!

Das Bundesalterstreffen des Deutschen Turnerbundes 1959 wird vom 7. bis 9. August in Mainz durchgeführt. Da unsere Turnerfamilie daran nicht geschlossen teilnimmt, muß der einzelne seine Meldung für Mainz über einen Turnverein des DTB als dessen Mitglied abgeben. Wohl jeder kann damit rechnen, dort auf Freunde und Bekannte aus der Heimat zu stoßen.

Königsberger Männer-Turn-Verein von 1842. Frau Elisabeth Schmidt, die Witwe des unermüdlichen jahrzehntelang schaffenden Schriftwarts Georg Schmidt, ist zu ihrem 80. Geburtstage am 14. 12. 1958 von so unendlich vielen Turnerinnen und Turnern mit Glückwünschen, Blumen und Geschenken bedacht worden, daß sie im einzelnen nicht jedem antworten kann. Sie hat mich gebeten, auf diesem Wege ihren Dank an alle zu übermitteln und es ihr nicht zu verübeln, daß sie sich aus gesundheitlichen Gründen diese Beschränkung auferlegen muß.

Unbekannt verzogen sind u. a.: **Tgm. Danzig:** Otto Bialke, Hans Struschka; **TuF Danzig:** Heinz Thiede; **Frauenturnverein Danzig:** Eva Derfert; **TV Neufahrwasser:** Herbert Richter; **Elbing:** Willi Berk, Charlotte Fratz; **Gumbinnen:** Claus Schneider; **Heinrichswalde:** Paul Grutteck: **Insterburg:** Werner Struck; **KMTV Kbg.:** Gerda Utcke; **KTC Kbg.:** Hedwig Eitner, Alfred Granicky, Doris Kunz, Siglinde Lewald, Herta Osner; **FrTV Kbg.:** Dankmara Derichs; **Lyck:** Hilde Buchmann, Paul Gehrmann; **Marienwerder:** Johann Skibba; **Memel:** Hertha Schmidt; **Stuhm:** Heinz Pickrahn; **Treuburg:** Heinz Galilea, Hildegard Schäfer, Hildegard Willutzki; **Zoppot:** Fanny Krüger, Lotte Meyn. Wer kennt die heutige Anschrift? Bitte Nachricht.

Neujahrsgruß. An ein gutes Ende glaubend, wollen wir die alten und die neuen Aufgaben, die uns das neue Jahr stellt, mutig und im Vertrauen auf göttlichen Segen anpacken und dem Ziele entgegenführen. Möge das Jahr der deutschen Einheit nützen. In Treue wollen wir das Unsre dazu beitragen. Daher sei das Losungswort unserer Familie für 1959:

Getreu allezeit!

Allen Turnschwestern und Turnbrüdern entbiete ich herzliche Heimatgrüße und die besten Wünsche für Wohlergehen, erfolgreiches Schaffen und recht viel Freude im neuen Jahr!

Gut Heil!

Onkel Wilhelm.

Kameradschaft Luftgau I

Schriftführer W. Gramsch, 20a Celle, Waldweg 83

Unser Suchdienst

Wir suchen:

Reg.-Ob.-Insp. Erich Kubitzki und Otto Goldenbogen von der Fl.-H.-Kdtr. Jesau, ferner die Angestellten Willi Rill, Bernhard Redmann und Franz Draschel, ebenfalls von Jesau; den Angest. Alfons Buchholz vom Lgk. I.

*

In einer Versorgungsangelegenheit werden ehem. Angehörige des Lgk. I gesucht, welche den techn. Leiter der Druckerei Franz Beister kennen, gefallen am 23. 9. 1942 im Osten. Meldungen erbeten an Frau Beister, Stolberg/Rhld., Eschweiler Straße 2.

*

Gesucht werden ehem. Angehörige der Werften Thorn und Bromberg, insbes. der Prüfgruppen. Wer kann Auskunft über das Schicksal des Flugwerkprüfers Edwin Schwol, Prüfgruppe Thorn, erteilen?

Mitteilungen an den Schriftführer erbeten.

*

Allen Angehörigen unserer Kameradschaft wünschen wir ein glückhaftes neues Jahr!

SUCHDIENST

Gesucht wird

Frl. Margarethe Hohendorf. Sie besuchte 1947/48 die Höhere Handelsschule in Flensburg und verzog dann später mit ihren Eltern und ihrer Schwester Charlotte in die Pfalz oder nach Württemberg. Frl. Hohendorf wird freundl. gebeten, ihre Anschrift mitzuteilen an: Frau Renate Krecker, geb. Hippler, Råå/Schweden, Råävagen 97

Königsberger Nachrichten

Königsberger Kartei

Die durch die Landsmannschaft Ostpreußen, Kreis Königsberg-Stadt, begründete Königsberger Kartei wird durch die Stadt Duisburg, Patenstadt für Königsberg, geführt. Durch die Kartei konnte schon vielen Heimatvertriebenen geholfen werden, ihre Angehörigen und Freunde, ihre ehemaligen Nachbarn und Kollegen wiederzufinden. Leider können nicht alle Anfragen erfolgreich beantwortet werden, weil ein Teil der Königsberger sich noch nicht gemeldet hat. Jeder sollte bedenken, daß nach ihm gefragt werden kann.

Die Kartei soll auch diejenigen Königsberger aufweisen, die im Kriege und nach dem Kriege gestorben sind, namentlich die vielen Königsberger Toten der Jahre 1945 bis 1948. Alle, die über diese Toten etwas wissen, insbesondere alle, die jene Jahre in Königsberg miterlebt haben, könnten viel zur Aufklärung dunkel gebliebener Schicksale beitragen, wenn sie nach der Erinnerung Angaben für die Königsberger Kartei machen würden.

Die Königsberger Kartei wendet sich daher an alle ehemaligen Einwohner Königsbergs mit der Bitte, Karteiblätter bei der Patenstadt Duisburg anzufordern und diese

1. auszufüllen und an die Patenstadt zurückzusenden, soweit es noch nicht geschehen ist, und zwar auch für diejenigen Königsberger, die nicht in der Bundesrepublik wohnen,
2. auch für verstorbene Königsberger Karteiblätter auszufüllen und, wenn möglich, Zeitpunkt und nähere Umstände des Todes sowie die jetzige Anschrift des Mitteilenden zu vermerken,
3. Königsberger Bekannte zu unterrichten und Karteiblätter an sie zu verteilen.

Frauen, die nach dem Zusammenbruch geheiratet oder sich wiederverheiratet haben, werden gebeten, ausdrücklich auf den Familiennamen hinzuweisen, unter dem sie in Königsberg bekannt waren und gesucht werden könnten. Auch formlose Mitteilungen werden gern entgegengenommen; sie sollen enthalten: Name, Vorname, Geburtsdatum, Königsberger Anschrift, Beruf und Arbeitsstelle in Königsberg sowie die jetzige Anschrift. Vergessen Sie bitte nicht, auch Wohnungswechsel, Eheschließungen und andere Veränderungen hierher mitzuteilen.

Personenstandsbücher der Königsberger Standesämter

Beim Standesamt I, Berlin N 54, Rückerstraße 9 (Ostsektor), lagern Teile von Königsberger Personenstandsbüchern. Benötigte Urkunden können entweder direkt oder durch den für den Wohnort zuständigen Standesbeamten bestellt werden. Die Urkunden werden dem für den Wohnort des Bestellers zuständigen Standesbeamten zur Aushändigung und Einziehung der Urkundengebühr zugeleitet.

AUS DEN LANDSMANNSCHAFTEN

Wilhelmshaven

Die letzte Jahreshauptversammlung erhielt ihre besondere Note durch die Ansprache des Vorsitzenden Dr. Zürcher, die er unter das Motto der Aktion „Macht das Tor auf" stellte; sie gipfelte in der Feststellung, daß es ohne ein wirklich freies Berlin nie einen freien deutschen Osten geben werde. Von mehreren Hundert der versammelten Landsleute wurde als äußeres Zeichen ihrer Verbundenheit mit Berlin das Abzeichen mit dem Brandenburger Tor erworben.

In seinem Rechenschaftsbericht konnte der Vorsitzende darauf hinweisen, daß die im zurückliegenden Jahr durchgeführten literarisch-musikalischen Veranstaltungen ein gutes Echo gefunden und dazu beigetragen haben, ostpreußisches Kulturgut zu erhalten. Aber auch heitere und unterhaltsame Abende seien nicht zu kurz gekommen. Die Neuwahl war eine begeisterte Vertrauenskundgebung für den bisherigen Vorstand mit Dr. Zürcher an seiner Spitze und Landsmann Schlokat als dessen Stellvertreter. Dr. Zürcher betonte, daß das neue Jahr einen weiteren Ausbau der landsmannschaftlichen Arbeit in Wilhelmshaven bringen müsse; damit wandte er sich vor allem an die bislang noch abseits stehenden Landsleute. In einem Aufruf bat der Vorsitzende, in der Hilfe für die Landsleute in der Sowjetzone nicht nachzulassen, eingedenk des Wortes Kants: „Wir denken selten bei dem Licht an Finsternis beim Glück ans Elend, bei der Zufriedenheit an Schmerz, aber umgekehrt jederzeit."

Die nächsten Termine: Am 2. Februar ein heiterer Abend mit Musik. Tanz und Mundartvorträgen.

Am 9. März: Eine öffentliche festliche Veranstaltung anläßlich des 80. Geburtstages von Agnes Miegel.

Lengeri ch / Westf.

Zu einer gut besuchten Adventsfeier traf sich die Frauengruppe der Landsmannschaft. Vorträge, Lieder, dazu der schön geschmückte Saal gaben der Stunde einen feierlichen Rahmen. Die Leiterin, Frau Prange, gedachte aller noch in Not lebenden und leidenden Landsleute und dankte allen Teilnehmerinnen für die Spenden zur Bruderhilfe Ostpreußen die schon im Oktober mit 80 Kilo auf den Weg gingen. Als Gäste hatte die Frauengruppe die ostpreußischen Frauen aus dem Altersheim mit Auto abholen lassen und bewirtete sie mit Kaffee und Kuchen. Die älteste Teilnehmerin, Frau Clara Reschke, früher Bartenstein, war 94 Jahre alt.

Am gleichen Abend traf sich die Jugendgruppe unter Leitung von Frau Such zu einer Adventsfeier. Lieder und das Jahreswendspiel von Thilo Scheller verschönten die Feierstunde. Der Kuchen wurde von der Frauengruppe gestiftet: ihr sei auf diesem Wege herzlichst gedankt. Der Nikolaus war der Höhepunkt der Adventsfeier.

Worms

Weihnachtliche Musik, ausgeführt von den Herren Ehrenhardt und Tyrahn, leitete die Adventsfeier der Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen ein. Der Saal im „Vater Jahn" prangte im Schmuck von Tannengrün und roten Kerzen. Der Vorsitzende, Lm. Felgendreher, konnte neben den in überaus großer Zahl erschienenen Landsleuten auch eine Reihe von Ehrengästen begrüßen und seiner Freude über das Erscheinen einer stattlichen Anzahl junger Heimatfreunde Ausdruck geben. Frau Lippmann erfreute die Anwesenden mit weihnachtlichen Liedern. Zwischen zwei Strophen des gemeinsam gesungenen „Macht hoch die Tür" wußte Prediger Giese in einer besinnlichen Adventsbetrachtung Weihnachtliches und Heimatliches in Einklang zu bringen. Die Feier schloß mit dem sehr gut von Frl. Perkuhn vorgetragenen Wildenbruchschen Gedicht „Weihnacht".

Das heimatliche Weihnachtsgebäck das für die gemeinsame Kaffeetafel reichlich zur Verfügung stand, bewies, daß die ost- und westpreußischen Hausfrauen nicht verlernt haben, Mohn-, Streusel- und Pulverkuchen zu backen. Der Vorsitzende konnte berichten, daß durch neuerlichen Zuwachs die Mitgliedszahl die „100" nunmehr überschritten habe, ein schöner Erfolg in dem einen Jahr des Bestehens der Kreisgruppe.

Seesen a. Harz

Zum Abschluß der Jahresarbeit fanden unter der Gesamtleitung des Vorsitzenden, Schulrat a. D. Papendick, zwei stark besuchte Adventsfeiern statt, in deren Mittelpunkt das handlungs- und spannungsreiche Weihnachtsspiel „Knecht Ruprecht zwischen Staub und Sternen" (Inszenierung Lieselotte Donnermann) stand. Gediegene Vorarbeit für diese so schön verlaufenen kulturellen Veranstaltungen für den großen Familienkreis der Mitglieder (250 Teilnehmer) und die Kinder (140 Teilnehmer) leisteten außerdem: Musiklehrerin A. Patett (gemischte Chöre), Bruno Scharmach (Organisation und Marzipanverlosung) und Max Wilbudies (Bühnenbild und Gabenaktion für die Kinder). Wie bei allen Heimatabenden trug auch diesmal wieder Frau Lina Fahlke beim gemütlichen Teil mit heimatlichem Humor in Vers und Prosa zum Gelingen bei.

Hof / Saale

Eine besinnliche Adventsfeier, die unter dem Dreiklang Heimat, Christfest und Fremde stand, beging die Landsmannschaft der Ost- und Westpreußen im „Blauen Stern". Eingeleitet wurde die Feierstunde mit dem „Langsamen Satz aus dem Konzert in d-moll" von Brahms und dem Entzünden von vier Kerzen am Lebensbaum, die dem Frieden der Welt, der Heimat, den Toten und Deutschland gewidmet waren. Hierzu sprachen Helga Gischas, Gisela Bergner, Erna Kraufedat sowie Beate Sziegoleit beziehungsvolle Worte.

Der erste Vorsitzende Studienrat Paul Bergner, führte in seinen Worten zum heimatlichen Advent in unserer Zeit aus, daß in diesen Tagen die Ost- und Westpreußen inniger denn je mit ihrer Heimat verbunden seien und vor dem inneren Auge die Bilder der Heimat erstehen mit ihrem Besonderen und Vertrauten. Das Licht der Hoffnung verlösche nicht in solch innerer Gemeinschaft adventlichen und heimatlichen Erlebens. Es gelte auch, all derer zu gedenken, die noch von uns getrennt seien. Der Vorsitzende schloß mit den Worten: „Laßt uns arbeiten, daß sich der Weihnachtswunsch des deutschen Volkes endlich erfülle: die Wiedervereinigung unseres dreigeteilten Volkes und Vaterlandes in Frieden und Freiheit."

Wir gratulieren!

Goldene Hochzeit

Eheleute Karl und Wilhelmine Kroll aus Neidenburg am 2. Weihnachtsfeiertig in Sehnde, Gretenberger Straße 42. Der sehnlichste Wunsch des Jubelpaares ist es, obwohl sie sich hier inzwischen ein neues gemütliches Heim errichtet haben, einmal in die Heimat zurückzukehren.

82. Geburtstag

Witwe Anna Kussat aus Königsberg, Rhesastraße 12/13, am 29. Januar in Seesen, Lange Straße 3. Die Jubilarin, wohnhaft bei ihrem Sohn, dem Schlachterobermeister Reinhold Kussat, erfreut sich körperlicher Frische und geistiger Regsamkeit.

81. Geburtstag

Barbara Kowalewski, geb. Biernath, aus Königsberg, I. Rundteil 1, am 17. Januar in Hannover, Nienburger Straße 7 A.

80. Geburtstag

Berta Niederländer aus Eydtkau am 17. Januar in Flensburg, Am Bauernhof 26.

75. Geburtstag

Ernst Fahlke, früher Marinearsenal Pillau, am 26. Januar in Seesen, Steinbühlstraße 12, in in zufriedenstellender Gesundheit und geistiger Regsamkeit.

Hedwig Schmadalla aus Riesenburg am 28. Januar in Tarup, Hauptstraße (bei Wolf).

70. Geburtstag

Gertrud Heister geb. Gutjahr aus Elbing, Pestalozzistraße 12, am 9. Januar in Göttingen, Weender Landstraße 13. II. Ein großer Verwandten- und Bekanntenkreis denkt an diesem Tage in Liebe und Dankbarkeit an die Jubilarin. Frau Heister ist glücklich, gemeinsam mit ihrem Mann, dem Schriftsetzer Otto Heister, seit dem vergangenen Jahr endlich wieder eine eigene Wohnung zu haben. Ihr ältester Sohn Bernhard, Herausgeber des ‚Elbinger Heimatbriefes', lebt mit seiner Familie in Westberlin; ihre Tochter Christine, deren Mann gefallen ist, mit ihren zwei Söhnen in Diez/Lahn; der jüngste Sohn Otto ist aus dem Krieg nicht mehr heimgekehrt.

Das Heimatblatt der Ost- und Westpreußen, die „Ostpreußen-Warte", gratuliert allen Jubilaren von Herzen und wünscht recht viel Glück und auch weiterhin beste Gesundheit.

Landestagung des Bundes der Danziger

Die Delegierten des Bundes der Danziger in Baden-Württemberg haben auf ihrer Landestagung in Stuttgart den bisherigen Landesvorsitzenden Dr. Hansgeorg Siegler, Stuttgart, für weitere drei Jahre in seinem Amt bestätigt. Zu stellvertretenden Vorsitzenden wurden Regierungsfischereirat E. Stahlberg und Dr. Stetzelberg, Stuttgart, gewählt. Als Landeskulturreferent wurde Professor Dr. Moldenhauer, Karlsruhe, bestätigt, der während der Tagung über die historische Entwicklung Danzigs, zum Kulturzentrum des deutschen Ostens referierte.

Zum Gedenken!

Am 22. Januar 1959 jährt sich zum 10. Male der Tag, an dem mir mein innigstgeliebter Mann

Dr. med. Egon Wolff

Facharzt für Chirurgie

von 1920—1930 leitender Arzt des Kreiskrankenhauses Pr. Eylau

genommen wurde. — Ich danke ihm Glück und Inhalt meines Lebens.

Gertrud Wolff, geb. Schweiger

jetzt: Stuttgart-W., Lindenspürstr. 13a

VI 281/58

Öffentliche Aufforderung

Am 4. Dezember 1953 ist in Bremen die zuletzt in Neuenkirchen (Unterweser) wohnhaft gewesene ledige

Auguste Brosowski,

geboren am 1. 12. 1881 in Treuburg (Westpreußen) als Tochter der Eheleute August Brosowski und Frau Auguste (Juste) verw. Segatz geb. Lukaschewski, gestorben.

Die eventuell vorhandenen Abkömmlinge der Erblasserin, insbesondere deren angeblicher Sohn Hans Brosowski, zuletzt wohnhaft in Königsberg (Pr.), werden aufgefordert, sich bei dem unterzeichneten Gericht bis zum 1. April 1959 zu melden, da andernfalls ihre Erbrechte in dem hier beantragten Erbscheinsverfahren nicht mehr berücksichtigt werden.

Alle Personen, die über die Verwandtschaftsverhältnisse der Erblasserin, insbesondere über deren genannten Sohn und seiner eventuellen Ehefrau und Kinder, Angaben machen können, werden gebeten sich bei dem unterzeichneten Amtsgericht zu melden.

Amtsgericht Osterholz-Scharmbeck den 8. Dezember 1958.